

LESEPROBE

Hanni Münzer

Die Seelenfischer

SEELENFISCHER-TETRALOGIE

BAND 1

Thriller

„Der Mensch in seiner Unwissenheit glaubt nur langsam an das, was er nicht sieht“

*Giacomo della Marca (Jakob von den Marken)
Heiliger, 1476 verstorben*

Prolog

Rom 1773

Mit auf dem Rücken verschränkten Armen stand der Mann am Fenster und sah auf den sich leerenden Hof hinab. Dort unten schien sich jeder zu beeilen, noch vor Einbruch der Dunkelheit eine schützende Zuflucht zu erreichen. Er quittierte das Gewimmel mit einem abfälligen Lächeln, das seine scharf gemeißelten Züge noch härter erscheinen ließ. Diese Menschen waren für ihn nichts weiter als unwichtige Drohnen, einfältige Schafe, die der Führung der von Gott auserwählten Hirten bedurften. Männern wie ihm. Wie sonst hätte er seine herausragende Position erreichen können, wenn nicht durch Gottes Fügung und *seinen* speziellen Segen?

Ein Diener hatte soeben die Kerzen entzündet und ihr flackernder Schein warf düstere Schatten auf die hohen Wände.

Hinter sich hörte der Mann das Geräusch von Ledersandalen. Die Schritte verrieten ihm, dass der Ankömmling den Raum nur zögerlich betrat. Es entlockte ihm ein weiteres, zynisches Lächeln. Er verachtete die Menschen für die Furcht, die sie vor ihm hatten.

„Nun, was habt Ihr mir zu berichten, Bruder Domenico? Habt Ihr die Namen der Frau und ihrer Mitverschwörer?“, fragte er beiläufig, ohne seinen Beobachtungsposten am Fenster zu verlassen.

„Ehrwürdiger Vater, verzeiht mir, aber wir konnten nichts aus der Frau herausbringen.“ Die Stimme des Mannes zitterte kaum merklich.

„Warum belästigt Ihr mich dann?“

„Wir sind vielleicht auf einen Hinweis gestoßen, dass es sich bei dem Pergament nicht um das Original handelt, sondern nur um eine Kopie. Wenn dem so ist, dann ist es eine meisterliche Fälschung. Zur Stunde lasse ich es von kundigen Brüdern überprüfen.“ Der Mann hatte die Worte hastig und mit devotem Eifer hervorgestoßen.

„Gut. Ich wünsche über jegliches Ergebnis sofort informiert zu werden, egal zu welcher Stunde. Inzwischen setzt Ihr die Befragung der Frau fort. Sie ist ein schwaches Weib, sie wird reden. Ich will bis morgen wissen, woher die geheimen Kirchendokumente stammen, die sie bei sich trug. Kommt erst wieder, wenn Ihr mit Ergebnissen aufwarten könnt. Ihr seid entlassen.“ Ungeduldig, seinem Besucher weiter den Rücken zugewandt, wedelte er mit der Hand, als ob er eine lästige Fliege verscheuchen wollte. Durch die Bewegung brach sich das unstete Kerzenlicht auf dem riesigen, funkelnden Rubin seiner Rechten, verstärkte sein Leuchten um ein Vielfaches und ließ ihn wie einen Blutstropfen aufblitzen. Für einen winzigen Moment schien der Raum gleichsam wie in Feuer getaucht.

Bruder Domenico, der kurz den Kopf gehoben hatte, sah darin ein schreckliches Omen. Ergeben verharnte er an seinem Platz.

Unwillig wandte sich der Mann am Fenster nun doch nach ihm um. „Was will Er denn noch?“, fuhr er ihn herrisch an.

„Ehrwürdiger Vater, ich bin untröstlich, aber es ist uns nicht möglich, Eurem Wunsche zu entsprechen“, stieß der Mann mit gesenktem Kopf hervor. Nicht nur seine Stimme, sondern sein gesamter Körper bebte jetzt.

„Warum?“, fragte die harte Stimme gedehnt. Er war es gewohnt, dass seine Befehle unverzüglich ausgeführt wurden.

Nur mit Mühe formten Bruder Domenicos kalte Lippen die verhängnisvolle Antwort, die, wie er wusste, auch sein Schicksal besiegelte: „Weil die Frau tot ist.“

Ein Schatz des Wissens

Nürnberg, Deutschland – Gegenwart

Nürnberg ist eine geschichtsträchtige Stadt. Anfang des ersten Jahrtausends gegründet, erlebte sie ihre zweite Blütezeit Ende des 15. Jahrhunderts. Damals herrschte in der Stadt ein Rat aus einflussreichen Kaufmannsfamilien, die sich nach römischem Vorbild Patrizier nannten und durch Handel reich und mächtig geworden waren. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges diente die Stadt den Siegermächten als Schauplatz für die Abrechnung mit prominenten Nazischergen wie Hermann Göring und Rudolf Heß. Die Nürnberger Prozesse fanden im Justizgebäude an der Fürther Straße statt, das heute zu besichtigen ist. Viele namhafte Unternehmen, von denen das bekannteste Siemens ist, haben in Nürnberg ihren Ursprung.

Zu einem dieser Inhaber eines namhaften Unternehmens war der blaue Lieferwagen an diesem frühen Morgen unterwegs. Sein Ziel war eine imposante Patriziervilla aus dem 17. Jahrhundert auf einem parkähnlichen Grundstück im Nürnberger Stadtteil Lauf am Holz.

Morgennebel schwebte noch über dem sattgrünen Rasen. Eine schnurgerade Anfahrtsallee, die von Zypressen gesäumt war, führte zum Haupthaus, dessen Fassade malerisch mit Kletterrosen und blassrosa Glyzinien bewachsen war. Um das gesamte Grundstück verlief eine Backsteinmauer, nur unterbrochen durch das schmiedeeiserne Tor. Weder an der Klingel noch am Briefkasten befand sich ein Namensschild. Man wusste, wer hier wohnte.

Der Wagen hielt vor dem Tor und der Fahrer, ein kräftiger Brillenträger, streckte den Arm aus dem Fenster und läutete.

Aus der Gegensprechanlage antwortete ihm eine ältliche Frauenstimme: „Ja, bitte?“

„Hier ist Heizungsbau Fugga.“

Mit einem Summen schwang das große Tor zur Seite, der Wagen rollte die Auffahrt entlang und hielt direkt vor dem Haus. Der Fahrer und sein jüngerer Beifahrer stiegen aus und hoben jeder einen schweren Werkzeugkoffer aus dem Lieferwagen.

Eine wohlbeleibte Dame in einem Kleid mit weißer Schürze erwartete sie bereits. „Guten Morgen, ich bin Frau Gabler, die Haushälterin der Familie von Stetten. Kommen Sie herein. Ich zeige Ihnen, wo Sie anfangen können.“

Die beiden Handwerker, Vater und Sohn Fugga, folgten ihr in die Eingangshalle, die mit schwarz-weißen Terrazzofliesen ausgelegt war. Rechts und links von der Halle führte eine Rundtreppe mit geschnitztem Eichengeländer in den ersten Stock und vereinte sich oben in einer Galerie.

Goldgerahmte Gemälde säumten die Wände auf beiden Seiten. Links von ihnen gab eine Flügeltür den Blick in eine holzgetäfelte Bibliothek frei.

Frau Gabler lotste die beiden zielstrebig dort hinein.

„Hier fangen Sie bitte an.“

„Äh, Frau Gabler, entschuldigen Sie bitte“, meldete sich Fugga der Ältere zu Wort. „Herr von Stetten hat uns lediglich beauftragt, die Heizungsrohre in den Bädern und in den Schlafzimmern auszutauschen. Von der Bibliothek ist in unserem Gespräch und bei der Begehung nie die Rede gewesen.“

„Das geht schon in Ordnung. Frau von Stetten möchte, dass die Heizungsrohre im gesamten Haus erneuert werden und wünscht, dass Sie heute gleich mit der Bibliothek beginnen. Sie können Ihre neue Kalkulation gerne morgen mitbringen. Ich habe in der Küche zu tun. Wenn Sie etwas brauchen“, sie zeigte auf einen eierschalensfarbenen Telefonapparat, der neben der Bibliothekstür angebracht war, „hier ist das Haustelefon. Wählen Sie einfach die Nummer 2. Meine Herren.“ Sie nickte ihnen zu.

Der Hausherr, Heinrich von Stetten, hatte in der Tat nur die mit der Heizungsbaufirma Fugga vereinbarten Arbeiten durchführen lassen wollen, aber die Hausherrin, Frau von Stetten, hatte beschlossen, die Gelegenheit seiner zehntägigen Geschäftsreise zu nutzen, um die gesamte Anlage zu modernisieren. Frau Gabler, als langjährige Haushälterin der Familie bestens vertraut mit dem dominanten Charakter des Hausherrn, ahnte, dass es ein Donnerwetter geben würde, wenn dieser zurückkehrte und die Neuerungen in der Familienvilla entdeckte. Herr von Stetten liebte keine Alleingänge.

Davon ahnten die beiden Fuggas natürlich nichts. Sie stellten ihre schweren Koffer ab und sahen sich in der Bibliothek um. Wände und Decke waren mit Kassetten aus kostbarem Mahagoni ausgekleidet. Der Raum war circa acht Meter lang, fünf Meter tief und genauso hoch. Die Wände ringsum waren bis unter die Decke mit ledergebundenen Folianten gefüllt. Eine Wendeltreppe aus Eisen führte auf eine Galerie, die nur auf der Fensterseite von zwei Rundbogenfenstern unterbrochen wurde. Zwischen den Fenstern befand sich der antike, mit einem Holzgitter verkleidete Radiator aus dem frühen 20. Jahrhundert. Die Schritte der beiden Handwerker wurden von einem Perserteppich gedämpft.

In der Ecke unter dem Treppenaufgang befand sich eine weitere Tür. Neugierig drückte Fugga der Jüngere die Klinke herab. Sie war verschlossen. Vater und Sohn tauschten einen ratlosen Blick, sie wussten, sie saßen in der Tinte. Vater Fugga nahm seine Brille ab und putzte sie umständlich mit einem Taschentuch.

„Tja, mein Sohn. Zu früh gefreut. Da dachten wir, dies wäre ein gut bezahlter und einfacher Auftrag, den wir später als Referenz einsetzen könnten. Pustekuchen. Jetzt müssen wir die Decke aufbohren und unter dem Mahagoni-Gedöns den weiteren Verlauf der Heizungsrohre finden. Was machen wir mit den Büchern? Die sehen alt aus und was alt ist, ist wertvoll. Ich glaube nicht, dass unsere Versicherung zahlt, wenn wir so einen alten Schinken anfassen und er uns unter den Fingern zerbröselst. Ich hole mir besser die Erlaubnis, dass wir die Regale ausräumen dürfen.“ Resigniert schlurfte er zum Hausapparat.

Frau Gabler meinte lapidar, sie könnten die Bücher ruhig auf dem Perser ablegen, Frau von Stetten hätte nichts dagegen.

Also machten sich die beiden Fuggas tatkräftig an die Arbeit. Auftrag war Auftrag und der hatte sich, der Größe des Hauses nach, soeben verfünffacht.

Sie wählten das Regal, das dem Radiator gegenüberlag, davon ausgehend, dass die Heizungsrohre logischerweise nicht im Zickzack über die Decke verliefen. Als sie die ersten Bücher hinter sich aufgestapelt hatten und die Rückwand langsam zum Vorschein kam, stellten sie zu ihrem Entsetzen fest, dass das Regal nicht etwa nach hinten hin zur Mahagonivertäfelung offen war, sondern eine fest verschraubte Rückwand aus noch mehr Mahagoni besaß, die nun auch abgebaut werden musste. Nachdem das geschafft war, wischte sich Fugga der Jüngere mit dem Ärmel seines Arbeitskittels über die feuchte Stirn und meinte: „Ein Glück, dass wir nach Stunden bezahlt werden.“

„Ja, das ist unser bisher lukrativster Auftrag. Aber auch der komplizierteste. Wie sollen wir das bloß in zehn Tagen schaffen?“, seufzte sein Vater. „Geh du mal voraus in den Keller und sieh dir die Heizungsanlage genauer an. Ich mache hier weiter.“

Der Vater legte sein Ohr an die Wand und klopfte die freigelegte Vertäfelung systematisch ab. Dahinter klang es tatsächlich hohl. Er suchte einen Ansatzpunkt, wo er das kostbare Mahagoni aufhebeln konnte, ohne es zu beschädigen. Mit seinem flachsten Stemmeisen setzte er in der Ritze zwischen zwei Kassetten an. Endlich lockerten sie sich. Der alte Fugga griff nach ihnen, hob sie heraus und leuchtete mit seiner Taschenlampe in die entstandene Öffnung.

Auf den ersten Blick sah es nach einer leeren Nische aus. Dann aber blühte ihm eine Überraschung: Weit und breit waren keine Heizungsrohre zu sehen, sondern Bücher, Bücher und nichts als Bücher. Er glaubte zunächst, an einer Halluzination zu leiden, dadurch ausgelöst, dass er sich in einem Raum voller Bücher befand und die letzte Stunde nichts anderes geschleppt hatte. Die Nische war ungefähr bis zur Hälfte damit angefüllt. Merkwürdig fand er das schon, dass sie sich nicht in den offenen Regalen befanden, sondern dahinter versteckt. Um sich keinerlei Ärger einzuhandeln, pendelte er erneut zum Hausapparat und drückte die Nummer 2.

Es dauerte ungefähr drei Minuten, bis die Haushälterin etwas außer Atem erschien und die Fugga'sche Entdeckung in Augenschein nahm. Frau Gabler wurde bei dem Anblick blass wie Hefeteig. Sie persönlich hatte es zwar immer für ein Gerücht gehalten, aber scheinbar hatten die Handwerker genau das gefunden, wonach der Hausherr seit Jahrzehnten suchte.

Im gleichen Moment kehrte der junge Fugga, verstaubt und mit Spinnweben in den Haaren, zurück.

Sein Anblick ließ Frau Gabler missbilligend die Miene verziehen. „Bitte die Herren, bleiben Sie hier und rühren Sie nichts an! Ich sehe nach, ob Frau von Stetten schon auf ist“, forderte sie Vater und Sohn energisch auf. Dann eilte sie, so gut sie es auf ihren von Krampfadern gepeinigten Beinen vermochte, die Freitreppe nach oben, durchquerte den langen Korridor, dessen dicker Teppich ihre Schritte verschluckte, und klopfte an die letzte Tür des Ganges.

„Kommen Sie herein, Alma“, antwortete eine leise, kultivierte Stimme.

Frau Gabler hatte die Räume ihrer Arbeitgeberin oft genug betreten, trotzdem nahm sie auch heute die Anmut des Raumes gefangen. Es war, als würde man in die Märchenwelt aus Tausendundeiner Nacht eintauchen.

Der Vater der Hausherrin, Senator Hohenkamp, war früh verwitwet und Evelyn war sein einziges Kind geblieben. Der Senator war lange Jahre als Botschafter in verschiedenen Ländern des Nahen Ostens tätig gewesen. Wie die meisten Männer seiner Generation konnte er nicht viel mit kleinen Mädchen anfangen und überließ die Erziehung seiner Tochter den diversen Hauslehrern, aber vor allem dem arabischen Kindermädchen Fatimah. Fatimah konnte zwar kaum lesen und noch weniger schreiben, dafür quoll sie von mystischen Märchen über. Für ein von Natur aus schwärmerisch veranlagtes Kind waren die Mysterien des Orients unwiderstehlich, was sich in Evelyn von Stettens persönlichen Räumen widerspiegelte. Prunkstück des Zimmers war ein Baldachinbett. Außer dem Bett und dem Frisiertisch enthielt der Raum keine Möbel, bis auf zwei Sandelholztischchen, auf denen jeweils eine Venus-Orchidee in einem Muranogefäß blühte. Die Wände waren mit Trompe-l'oeil-Motiven bemalt worden, die die perfekte Illusion eines Harems schufen. Der orientalische Stil neigt meist zu schwülstiger Übertreibung und war nicht jedermanns Sache – vor allen Dingen nicht die ihres Gatten – doch Evelyn von Stetten hatte es verstanden, den Zauber des Orients einzufangen, ohne den Raum zu überladen.

Die Baronin war bereits auf und trug einen ihrer antiken Kaftane. Sie saß vor ihrem Frisiertisch und bürstete sich die blonden Haare, die ihr in weichen Wellen bis auf die Schultern fielen.

„Entschuldigen Sie die frühe Störung, aber es ist wegen der Handwerker“, erklärte Frau Gabler nähertretend.

„Ja, ich habe die Türglocke gehört. Haben sie in der Bibliothek schon angefangen?“

„Darum bin ich hier. Die Herren sind da auf etwas gestoßen. Die Sache ist die, sie haben eine Menge alter Bücher gefunden.“

„Aber Alma. Was sollen die Herren in einer mehr als zweihundert Jahre alten Bibliothek denn anderes finden als Bücher?“, antwortete Frau von Stetten sanft, bemüht, sich keinerlei Ungeduld anmerken zu lassen. Frau Gabler diente der Familie von Stetten bereits seit mehr als fünfunddreißig Jahren treu und ergeben. Dass sie selbst in Kürze sechzig Jahre werden würde, ignorierte die Baronin gerne. Evelyn von Stetten hatte sich ihre Figur mit eiserner Disziplin bewahrt. Auch ihr Spiegelbild strafte ihr Alter Lügen, warf es doch das Bild einer gepflegten Frau mit feinen Gesichtszügen zurück. Der sensible Mund und der seit dem Unfalltod ihres ältesten Sohnes Alexander leicht melancholische Ausdruck in ihren Augen intensivierten noch ihre mädchenhafte Erscheinung. Leider kämpfte ihr empfindsames Gemüt seit Alexanders Tod gegen die Dämonen der Depression an und sie hatte bereits zwei längere Aufenthalte in einer exklusiven Klinik hinter sich.

„Entschuldigen Sie, Frau Baronin. Ich meinte, dass die Herren die Mahagoniverkleidung abgenommen haben. Dahinter haben sie eine versteckte Nische voller alter Bücher gefunden.“

„Oh“, entfuhr es Evelyn von Stetten, der die Nachricht sichtlich nicht behagte. Seit Jahren hatte sie ihrem Mann in den Ohren gelegen, bis er endlich zugestimmt hatte, Teile der veralteten Heizung, die noch aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhundert stammte, zu erneuern. Immer wieder hatte sie morgens beim Frühstück geklagt, wie schlecht sie nachts schlafen konnte, weil ihr die Rohre mit ihrem beständigen Gurgeln Kopfschmerzen bereiten würden.

Heinrich von Stetten war jede noch so kleine Veränderung in dem Haus, das sich seit über zweihundert Jahren im Besitz seiner Familie befand, zuwider. Auch liebte er die vertrauten, nächtlichen Geräusche des Hauses, mit denen er aufgewachsen war.

„Also gut, Alma. Dann wollen wir uns das einmal anschauen.“ Mit beiden Händen strich Evelyn kurz über ihren bodenlangen Kaftan. Sie folgte der vor ihr hertrabenden Haushälterin nach unten.

Dort begrüßte sie mit einem kurzen Nicken die beiden Fuggas und wandte sich sogleich dem Fund in der freigelegten Nische zu. Beflissen sprang der ältere Fugga herbei und leuchtete mit der Taschenlampe hinein. Er hatte inzwischen zwei weitere Kassetten herausgelöst, sodass die Baronin einen uneingeschränkten Blick in die Öffnung werfen konnte. Reihen von Büchern stapelten sich darin. Sie griff nach einem der Bände. Es war eine Ausgabe der Luther-Bibel von 1529, wie sie der Prägung an der Innenseite entnahm. Gedankenverloren reichte sie das Buch an Frau Gabler weiter, die ein Tuch aus ihrer Schürze gezogen hatte und die Bibel sofort vom feindlichen Staub befreite.

Währenddessen hatte die Baronin ein weiteres Buch herausgezogen. Es war eine Erstausgabe mit dem Titel *Cautio Criminalis*, jedoch war kein Verfasser angegeben. Aber sie fand eine Widmung mit

Datum: Ein Friedrich Spee von Langenfeld schenkte das Buch 1632 jemandem, dessen Namen sie nicht entziffern konnte. Nach zwei weiteren Bänden wusste sie, dass sie genug gesehen hatte.

Evelyn von Stetten hatte zu lange mit einem von antiken Büchern und Manuskripten besessenen Mann zusammengelebt, um nicht zu erkennen, dass der Fund außergewöhnlich war. Womöglich handelte es sich hier sogar um einen Teil des angeblich verschollenen Familienschatzes. Immer wieder hatten Mitglieder der Familie von Stetten aufgrund eines hartnäckigen Familiengerüchts nach dem Schatz geforscht. Unvermittelt überkam die Baronin eine Welle der Heiterkeit. Welch Ironie des Schicksals, dass der sagenumwobene Schatz, der in den Fantasien der Erzähler von Generation zu Generation zu einem wahren Berg prachtvoller Edelsteine, Gold- und Silbermünzen angewachsen war, sich jetzt womöglich als ein Haufen verstaubter Bücher entpuppte.

Allerdings konnte Evelyn sich niemanden vorstellen, der weniger darüber enttäuscht wäre, dass es sich um einen Schatz des Wissens handelte, als ihren Mann. Diese verschollene Bibliothek war das magische Camelot Heinrich von Stettens. Sie kaute auf ihrer Unterlippe. Wenn sie ihm jetzt von dem Fund berichtete, würde er sofort in sein Flugzeug steigen und zurückkommen.

Mit seinen beinahe siebzig Jahren leitete Heinrich von Stetten das Familienunternehmen, das unter anderem in der Rüstungsindustrie tätig war und wegen der präzisen Lenkwaffen viele Regierungsaufträge erhielt, als Mehrheitsaktionär und Vorstandsvorsitzender.

Plötzlich hatte Evelyn die rettende Eingebung. Sie wusste, wen sie anrufen konnte. Sie wandte sich an die beiden Fuggas: „Meine Herren, wir lassen die Arbeiten in der Bibliothek vorerst ruhen. Ich schlage vor, Sie machen in den Räumen meines Mannes im Obergeschoss weiter. Frau Gabler wird Ihnen den Weg zeigen. Alma, wären Sie bitte so freundlich?“, wandte sie sich an ihre Haushälterin.

Die beiden Fuggas packten ihre Werkzeuge zusammen. Sie schickten sich eben an, der Haushälterin zu folgen, als Frau von Stetten sie zurückhielt: „Meine Herren, eines noch. Ich bitte Sie, hierüber Stillschweigen zu wahren. Der Fund betrifft allein die Familie von Stetten; ich wünsche nicht, dass ein Wort darüber dieses Haus verlässt. Sie haben einen lukrativen Auftrag erhalten. Ich hoffe, wir verstehen uns, Herr Fugga?“

Dem alten Fugga, der glaubte in seinem Leben noch nie einer so beeindruckenden Frau begegnet zu sein, schnürte es die Kehle zu. Er schluckte und brachte kein Wort heraus. Eingeschüchtert konnte er bloß nicken. Allzu gut hatte er verstanden, dass ihm die sagenhafte Baronin soeben auf elegante Weise die Pistole auf die Brust gesetzt hatte.

Allerdings wusste er, dass er wegen dieser Angelegenheit ein ernstes Wort mit seinem Sohn reden musste. Er war an sich ein guter Junge und neigte nicht zu Prahlereien – wenn er nüchtern war. Leider trank sein lediger Sohn mit seinen Kumpanen am Wochenende im „Bierkutscher“ gerne einen über den Durst.

Frau von Stetten schloss die Tür hinter sich, nahm den tragbaren Telefonhörer auf und wählte eine der eingespeicherten Nummern. Die freundliche Stimme eines jungen Mannes meldete sich.

„Grüß Gott, hier ist Evelyn von Stetten. Könnte ich bitte den Bischof sprechen, es ist dringend.“

„Einen Moment, bitte.“ Sie wurde sofort verbunden, im dortigen Büro war selbstverständlich bekannt, dass es sich bei der Anruferin um die Schwägerin des Bischofs handelte.

„Was gibt es denn so Wichtiges, meine Liebe?“, meldete sich eine angenehm jovial klingende Stimme.

„Grüß dich, Franz. Ich brauche deine Hilfe. Sofort!“

Zwei Stunden später fuhr der Bischof von Bamberg, der seinen gesamten Terminplan umgeworfen hatte, in einem dunklen Mercedes vor. Seine Schwägerin erwartete ihn bereits auf der Freitreppe und geleitete ihn in die Bibliothek.

Bischof Franz von Stetten, der die Leidenschaft für Bücher mit seinem älteren Bruder Heinrich teilte, nahm eine erste Sichtung des Fundes vor und war von der Vielfalt und der Qualität der Werke wie elektrisiert. Eine Kostbarkeit nach der anderen zog er hervor, darunter eine Vielzahl von wissenschaftlichen Abhandlungen, angefangen vom 11. bis ins 18. Jahrhundert hinein. Zitternd vor Aufregung, thronte er inmitten der Folianten auf dem Teppich und konnte sich kaum entscheiden, welches der Werke er als Erstes ansehen wollte.

Etwas war dem Bischof aber gleich zu Beginn aufgefallen: Die meisten der Bücher hatten zur Zeit ihrer Veröffentlichung auf dem kirchlichen Index gestanden, ihr Besitz war als Ketzerei und Häresie

angepirngert worden. Von einigen anderen hatte er noch nie geh6rt. Ob es sich hier um die letzten Exemplare verschollener Werke handelte, die dem Feuer der Ignoranz seinerzeit entkommen waren? Eines war jedoch klar: In seiner Gesamtheit stellte dieser Fund tats6chlich einen unermesslichen Schatz dar. Zwei besonders dicke B6nde entpuppten sich als Attrappen. Er fand darin jeweils ein 30x20 cm gro6es, verschlossenes Kistchen aus geh6mmertem Blech. Ihr Inhalt war schwer und klimperte. Vermutlich M6nzen. Da er auf Anhieb die Schl6ssel dazu nicht entdecken konnte, legte er sie zun6chst beiseite. Ihn interessierten sowieso viel mehr die B6cher. Auch die lederne Karte eines fernen Landes, die aus einem der B6cher rutschte, schob er weg.

Nachdem er eine ganze Weile in den kostbaren Schriften geschwelgt hatte, rief er nach seiner Schw6gerin und unterbreitete ihr eine Idee, die in ihm herangereift war: Da sein Bruder Heinrich in weniger als sechs Wochen seinen 70. Geburtstag feierte, w6rde er, Franz, alle B6cher aus dem Versteck mitnehmen, katalogisieren und am Morgen des Geburtstages zur6ckkehren, um die B6cher in dem klimatisierten, den Rarit6ten vorbehaltenen Raum der Bibliothek auszustellen. Die Freude 6ber den kostbaren Fund w6rde bei seinem Bruder hoffentlich so gro6 sein, dass er seiner Frau das eigenm6chtige Handeln bei der Sanierung stante pede verzeihen w6rde.

Erwartungsgem66 war Evelyn von dem Plan sehr angetan. Gemeinsam verstauten sie die B6cher in mehreren eilends herbeigebrachten Weinkisten, die sie mit Decken auslegten, um die wertvolle Fracht zu sch6tzen, und packten sie in den Kofferraum des Mercedes.

Zum Schluss holte der Bischof noch die beiden verschlossenen Blechbeh6lter aus der Bibliothek und deponierte sie neben sich auf dem Beifahrersitz. Er verabschiedete sich von seiner Schw6gerin mit den Worten, sie solle sich keine Sorgen machen, er w6rde sich in den n6chsten Tagen telefonisch bei ihr melden.

Vom Schlafzimmer des Hausherrn aus, beobachtete Fugga der J6ngere interessiert den Abtransport der B6cher durch einen Geistlichen. Dass es sich um den Bischof von Stetten handelte, wusste er nicht. Ihm fielen die beiden Schatullen auf, die der Mann zum Schluss einlud. Angeregt durch den Fund des geheimen Verstecks, das in seinem ansonsten ohne besondere Vorkommnisse dahinpl6tschernden Leben einen H6hepunkt darstellte, dazu die Ermahnung der sch6nen Baronin, Stillschweigen zu wahren, assoziierte der junge Handwerker in seiner Fantasie die beiden Beh6lter mit Schatzkistchen und stellte sich vor, dass sie Gold und Juwelen enthielten.

Zwei Tage sp6ter, im Gasthof *Zum Bierkutscher*, geschah es:

Fugga der J6ngere gab eine haarstr6ubende, mit Halbwahrheiten gespickte Geschichte vom Fund eines wertvollen Schatzes in der Villa von Stetten zum Besten.

Da die meisten der Anwesenden den gutm6utigen Handwerker seit Kindertagen kannten, nahm ihn auch heute Abend niemand so richtig ernst. Fast w6re seine Vorstellung, wie seine fr6heren Fantastereien, im bierselig aufsteigenden Dunst der ewigen Stammtischweisheiten verpufft. Fast. Denn ausgerechnet an diesem Abend war ein junger Reporter von seiner Freundin zum wiederholten Male versetzt worden und ertr6nkte seinen Liebeskummer im *Bierkutscher*. Nun lie6 der Mann den noch halbvollen Humpen sinken, warf hastig ein paar M6nzen auf den Tisch und verlie6 das Gasthaus ungeplant n6chtern.

Am 6bern6chsten Morgen erschien ein kleiner Artikel mit dem Titel „Ein verschollener Schatz im Hause der Familie von Stetten?“ in den *N6rnberger Nachrichten*. Mehr gab die Geschichte nach Meinung des Ressortleiters nicht her, da sie keinerlei Quellen6berpr6fung vornehmen und sie sich nur auf die Aussagen des jungen Handwerkers und einer alten Legende st6tzen konnten, die man sich bis heute im N6rnberger Raum erz6hlte: Dass ein Mitglied der Familie von Stetten einen Schatz beiseitegeschafft haben sollte.

Ein Anruf des Chefredakteurs in der Villa von Stetten ergab, dass Frau von Stetten die ganze Angelegenheit als l6cherlich abtat und dementierte.

Zun6chst hatte der Artikel jedoch unangenehme Folgen f6r den Handwerkerbetrieb Fugga, der bereits f6nf Minuten nach dem Anruf des Chefredakteurs bei Evelyn von Stetten seinen Auftrag verlor. Die Baronin hielt immer, was sie versprach.

Auch im fernen Rom widmete sich jemand mit Interesse dem Artikel über den angeblichen Fund eines Schatzes im Hause von Stetten. Besonderes Augenmerk galt dabei jener Notiz, ein Geistlicher hätte diesen abtransportiert.

Rabbi Hood

Rom, drei Monate später

Völlig durchgeschwitzt steckte Lukas von Stetten, der jeden Morgen mit einem 10-km-Lauf begann, den Schlüssel in das Schloss seiner Wohnung. Sie lag mitten im Centro Storico Roms, in der Via dei Coronari, in der sich um die Jahrhundertwende viele Antiquitätenhändler angesiedelt hatten. Bis zur bekannten Piazza Navona waren es nur wenige Schritte.

Obwohl früh am Morgen, herrschte bereits schwüle Hitze in den Gassen von Rom. Tagsüber heizte sich die Stadt in diesem Sommer oft auf über 35 Grad auf, nachts kühlte es kaum ab.

Die Wohnung befand sich in einem alten Palazzo, den seine Familie bereits Mitte des 19. Jahrhunderts erworben hatte. Vor einigen Jahren war das gesamte Gebäude saniert und in sechs Wohnungen mit allem erdenklichen Komfort umgebaut worden. Dabei waren weder Kosten noch Mühen gescheut worden, um den Charme vergangener Epochen zu erhalten. Die anderen fünf Wohnungen waren an gut situierte Römer vermietet, von denen alle, bis auf die alte Contessa von gegenüber, wie jedes Jahr vor der Augusthitze ans Meer geflohen waren.

Lukas von Stetten fühlte sich an diesem Morgen ungewohnt gut. Zum ersten Mal, seitdem das Schicksal vor drei Monaten erneut innerhalb seiner Familie zugeschlagen hatte, hatte er eine Nacht ohne Alpträume verbracht. Sogar der ihn seit seiner Kindheit verfolgende Traum der Folterung einer schönen jungen Frau war ihm erspart geblieben.

Ein klein wenig regte sich das schlechte Gewissen in ihm – wegen des Tatendrangs, den acht Stunden gesunder Schlaf mit sich gebracht und ihn in eine jener verheißungsvollen Stimmungen versetzt hatten, die einen ohne besonderen Grund nur wenige Tage im Jahr überkamen: Man wachte an einem normalen Morgen auf und unversehens hatte sich die geheimnisvolle Chemie des Körpers optimal auskalibriert und man fand sich in einer positiven Stimmung wieder, einer Mischung aus guter Laune und frischer Energie. Ohne viel Federlesens nahm man genau die Aufgaben in Angriff, vor denen man sich Tag für Tag gedrückt hatte.

Sein frischgewonnener Optimismus ließ Lukas hoffen, dass ihm heute die sehnlich erwartete Genehmigung für den Zutritt zur geheimen Vatikanbibliothek erteilt werden würde.

Zunächst jedoch stolperte er im Eingangsflur über ein paar rote, hochhackige Pumps. Lucie! In Gedanken unterdrückte er einen Fluch, der nicht zu einem aussichtsreichen Jesuitenpater, der kurz vor dem Abschluss seiner Dissertation stand, gepasst hätte. Stattdessen hob er die Schuhe mit einem tiefen Seufzer, der sein Temperament wieder ins Lot bringen sollte, auf und platzierte sie ordentlich im Schuhschrank.

Dieser enthielt genau drei Paar Herenschuhe und circa dreißig Paar Frauenschuhe in allen Variationen, Farben und in zum Teil Schwindel erregenden Höhen. Der Anblick entlockte ihm ein nachsichtiges Schmunzeln. Die bunte Schar gehörte ausnahmslos seiner Zwillingsschwester Lucie.

Vor etwa sechs Wochen hatte sie plötzlich mit Sack und Pack und mit den Worten „frag nicht“ vor seiner Tür gestanden. Es ging bei ihr, wie so oft, um die große Liebe, die sich für sie wieder einmal als zu klein erwiesen hatte – was ihren Bruder jedoch nicht weiter beunruhigte. Bei Lucie kam dies seit der Pubertät in regelmäßigen Abständen vor.

Voller Elan stürzte sie sich in eine große Liebe nach der anderen, brach dabei regelmäßig Männerherzen, um danach kopfüber in die nächste Affäre zu stolpern („Ehrlich, ich kann nichts dafür, Lukas ...“). Allerdings hatte der junge Jesuit nicht damit gerechnet, dass sich seine Zwillingsschwester ausgerechnet den Aufenthaltsort ihres Bruders in Rom als Sprungbrett für ihr nächstes Abenteuer aussuchen würde.

Bevor er auch nur einmal Amen hatte sagen können, hatte sich Lucie bei ihm in der Wohnung eingenistet. Der zwei Tage später angelieferte Flügel seiner musikalischen Schwester, und nicht die vielen Schuhe, hatten ihrem Bruder endgültig signalisiert, dass sie einen längeren Aufenthalt in Rom plante.

Seither versuchte er ununterbrochen, ihr Begriffe wie Ordnung, Privatsphäre und Ruhe beizubringen, wie zum Beispiel, dass man Musik auch in geringerer Lautstärke genießen konnte. Jedoch scheiterten seine geduldigen Bemühungen regelmäßig an der sorglosen Unbekümmertheit seiner Schwester – und dies seit 28 Jahren. Lucie war sein Zwilling, er liebte sie abgöttisch, aber

manchmal ... Seufzend schloss er den Schrank und fragte sich, ob es womöglich so etwas wie einen Schuhteufel gab, der nur Frauen befiel?

Es existierte kaum ein anderes zweieiiges Zwillingsspaar, das sich äußerlich mehr glich und vom Wesen her unähnlicher gewesen wäre als Lukas und Lucie von Stetten. Es gibt Menschen, die, wenn sie einen Raum betreten, eine Art kollektives Köpfbewegen auslösen. Lukas von Stetten gehörte dazu. Zunächst war man versucht, es seinem guten Aussehen zuzuschreiben. Groß und gut gewachsen, mit breiten Schultern, merkte man ihm die sportliche Betätigung seit seiner frühen Jugend an. Er trug sein blondes Haar kurz geschnitten und aus seinem offenen Gesicht blickten einem ein Paar meerblaue Augen entgegen. Einzig die mehrfach gebrochene Nase trübte die Harmonie seines Gesichts, Tribut an den während seiner Studentenzeit ausgeübten Boxsport. Der ganze Charme seiner Persönlichkeit offenbarte sich jedoch, wenn man ihn näher kennenlernte. Seiner Bestimmung im Leben sicher, begegnete er allen Menschen mit der gleichen natürlichen Würde. Manch einer mochte es Charisma nennen, aber da war noch mehr: Lukas umgab eine Essenz des Guten, eine Art Substanz der Anständigkeit.

Lucie, von Stettens hinreißende und ältere Zwillingsschwester („fünf Minuten, Lukas!“), setzte ihre Wirkung auf die Menschen, insbesondere auf die männliche Spezies, bewusst ein. Wenn sie lachte, blitzten ihre Augen vor Fröhlichkeit auf, ihr gesamtes Wesen drückte geballte Lebenslust aus. Lucie war das, was man eine bezaubernde Schwester Leichtfuß nannte, aber sie hatte ihr Herz am rechten Fleck.

Egoistisch, wie die Jugend ist, und ohne einen Funken Sensibilität für die Ängste der Eltern, war Lucie nach dem gemeinsamen Abitur mit ihrer Freundin Rabea Rosenthal für sechs Monate in Richtung Mittlerer Osten verschwunden – nur mit einem Rucksack und ohne Kreditkarte. Nicht einmal ihrem Zwillingsschwager Lukas hatte sie ein Sterbenswörtchen verraten.

Lucie, die sich bereits als Kind unter dem Einfluss ihrer Mutter für die Mysterien des Orients interessiert hatte, brachte von der Reise eine verstärkte Vorliebe für die Geheimnisse vergangener Kulturen mit. Sie hatte sich daher entschieden, Ägyptologie und alte Sprachen zu studieren. Nun, mit 28 Jahren, hatte sie sich für das 9. Semester an der Universität von Rom eingeschrieben.

Rabea hingegen, Lucies beste Freundin, war schon optisch das Gegenteil von ihr: klein, zierlich und sommersprossig. Sie entpuppte sich früh als mathematisches Genie und konnte die kompliziertesten Aufgaben lösen. Ihr Klassenlehrer hatte sich bemüht, sie zu einem Wechsel auf eine Begabenschule zu bewegen. Doch sie hatte sich kategorisch geweigert das Gymnasium in Nürnberg zu verlassen – weil sie sich sonst von ihren einzigen Freunden, den Zwillingen Lucie und Lukas, hätte trennen müssen. Außerdem wollte sie Rabbi werden, wie ihr Großvater Josef, den sie vergötterte. Doch kurz vor ihrem zehnten Geburtstag geschah etwas, das ihren Wunsch, Rabbi zu werden, auslöschte. Danach hatte Rabea ihren Freunden verkündet, sie wolle Reporterin werden. Dieser Beruf würde am besten zu ihr passen, weil er sich mit der Suche nach der Wahrheit beschäftige.

Geprägt durch die beiden wichtigsten männlichen Bezugspersonen in ihrem Leben, ihren Großvater Rabbi Josef Rosenthal und den jungen Lukas, dessen Onkel Franz Bischof von Bamberg war, hatte Rabea früh verstanden, dass Religion stets männlich dominiert war. Sie hatte sich gefragt, was an einem Mann anders war als an einer Frau, außer, dass er ein Mann war? Das sollte *das* Argument sein? Der Zufall der Geburt? War es eine Schuld, als Mädchen geboren zu sein? Ihre Lehrer behaupteten, sie wäre klüger als die anderen Kinder. Aber ihr Großvater sagte, dass sie trotzdem keine jüdische Gelehrte werden konnte. Weshalb konnte sie zwar eine Mathematiklehrerin werden, aber kein Rabbi? Dabei bedeutete das Wort „Rabbi“ doch nichts anderes als „Lehrer“!

Rabea arbeitete hart an ihrem Vorhaben, eine anerkannte Journalistin zu werden. Mit ihrem scharfen analytischen Verstand, gepaart mit ihrer Hartnäckigkeit, hatte sie sich bereits in jungen Jahren einen guten Ruf erworben. Seit ihrem Journalistik-Studium in München reiste sie als Auslandskorrespondentin von einem Krisengebiet ins nächste.

Soweit Lukas wusste, hielt sie sich im Augenblick im Irak auf. Er warf einen Blick auf das Lämpchen des Anrufbeantworters. Es zeigte keine Nachricht an. Neben dem Gerät stand eine Handtasche aus schwarzem, glänzendem Krokodier. Eigentlich fiel sie ihm deshalb auf, weil er Lucies Vorliebe für monströse, quietschbunte Beutel kannte. Diese Tasche jedoch verströmte die Essenz femininer Eleganz. Der Schnappverschluss stand offen und Lukas sah, dass sie mit roter Seide gefüttert war. Irgendwie entstand dadurch der morbide Eindruck, als würde die Tasche nach innen bluten.

Der Gedanke ließ ihn frösteln, er konnte sich jedoch nicht erklären, wie er darauf gekommen war. Eine Ahnung streifte ihn, aber die Eingebung war zu vage, um ganz aus den Tiefen seines Unterbewusstseins an die Oberfläche zu driften. Der Augenblick verging, hinterließ in ihm jedoch den schalen Nachgeschmack, etwas Wichtiges übersehen zu haben.

Da er nicht darauf kam, ließ er Tasche Tasche sein, zog seine Sportschuhe aus und tappte auf Socken in das geräumige Bad. Er zog sich aus und stieg in die altmodische Badewanne mit den Klauenfüßen, die mit einem Vorhang versehen auch als Dusche diente. Beim Griff nach dem Vorhang stutzte Lukas: Das war nicht der ursprüngliche Vorhang. Er schien einer der Errungenschaften seiner Schwester zum Opfer gefallen zu sein: Penetrant nach Plastik riechend, tummelten sich auf diesem jede Menge goldbekrönter Frösche. Lukas seufzte ergeben.

Seit Lucies Einzug hatte die Wohnung einige ihrer einsamen Meinung nach wundersame Verschönerungsmaßnahmen erfahren. In einem seltenen Anfall bissigen Humors überlegte er, welche Zeilen im Neuen Testament passend wären, um Frauen in ihrer Phase von „Ich baue mir ein gemütliches Nest“ Einhalt zu gebieten? Er dachte an Simon Petrus. Der Apostel, ein schwerer Felsbrocken mitten im Weg zur Gleichberechtigung, hatte einige Bonmots in seinem langen, gnadenreichen Leben von sich gegeben. Er stellte sich vor, wie der bekanntlich verheiratete Petrus eines Tages von einer anstrengenden Missionierungsreise nach Hause gekommen war und dort von seinem Weibe empfangen wurde, die ihn zu der ehelichen Lagerstatt führte, um ihm die neuen, von ihr mit niedlichen Schafen bestickten Bettvorhänge vorzuführen.

Der Name der Angetrauten des Petrus war nicht überliefert, aber vielleicht hieß sie ebenfalls Maria und der Apostel wurde dadurch zu seinem Ausspruch: „Maria soll aus unserer Mitte fortgehen, denn die Frauen sind des Lebens nicht würdig“ inspiriert? Trug die Kirche womöglich seit zwei Jahrtausenden ihre Fehde auf dem Rücken der Frauen aus, allein wegen ein paar aufgestickter Schafe? Lukas bezweifelte auf jeden Fall, dass die Fantasie des Apostels auch nur annähernd ausgereicht hätte, um sich bekrönte Frösche auf Plastikvorhängen vorzustellen.

Immer noch schmunzelnd, drehte er das kalte Wasser auf. Es fühlte sich herrlich auf seiner erhitzten Haut an. Von oben bis unten eingeseift, shampooinierte er sich bei abgedrehtem Wasser die Haare und summt vergnügt „Am Brunnen vor dem Tore“. Plötzlich wurde der Vorhang mit einem Ruck auf die Seite gerissen, gleichzeitig verkündete eine fröhliche Frauenstimme: „Schönen guten Morgen, Lukas! Ich habe einen Brief vom Vatikan für dich. Ein Bote hat ihn eben an der Tür abgegeben.“

Lukas entfuhr es absolut unjesuitenhaft: „Blitz und Donner und zum Kuckuck, Lucie. Hat man nicht einmal unter der Dusche seine Ruhe? Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass ich, auch wenn ich dein Bruder bin, ein Recht auf meine Intimsphäre habe!“ Blind tastete er nach dem Wasserhahn und spülte sich rasch den Schaum aus Gesicht, Haaren und Ohren, um dann mit zusammengekniffenen Augen nach dem Handtuch neben der Badewanne zu tasten. Es wurde ihm mit den Worten gereicht: „Na, wer wird denn da so fluchen, Bruder Lukas. Das kostet dich doch mindestens fünfundzwanzig Vaterunser? Oder gibt es so etwas bei den Jesuiten nicht?“

Lukas, der sich mit dem Handtuch Gesicht und Haare abrubbelte, erstarrte wie Lots Weib in der Wüste Negev.

Das war nicht seine Schwester, die da sprach. Aber er kannte diese Stimme. Das war doch ...
Konnte es sie sein?

Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte Lukas, die Augen zu öffnen. Als er es tat, wusste er, dass er sich nicht geirrt hatte: Der Moment, vor dem er sich seit Jahren gefürchtet hatte, war da. Die Stimme gehörte tatsächlich Rabea. Der Rabea, die Lukas' große und einzige Liebe gewesen war.

Sechs lange Jahre hatte er sie weder gesehen noch gesprochen. Nun stand sie leibhaftig vor ihm und grinste ihn genauso wie früher, frech und herausfordernd, aus ihren grünen Katzenaugen an. Ihr spöttelnder Blick und ihr kupferfarbener Zopf, der ihr armdick über die rechte Schulter baumelte, schienen jedoch das Einzige an Rabea zu sein, das sich seit ihrer letzten Begegnung nicht verändert hatte. Doch es waren weder ihre Blässe noch ihre schmale Gestalt, die durch das schwarze T-Shirt und die engen Jeans noch betont wurden, die ihn aufwühlten, sondern die sie umgebende, fühlbare Traurigkeit. Sein Blick fiel auf ihre nackten Füße mit den unlackierten Nägeln, schlagartig fielen ihm die extravagante Handtasche und die roten Schuhe im Flur ein. Er begriff, was ihn bei ihrem Anblick beunruhigt hatte. Es waren ihre! Grimmig nahm er sich vor, in Zukunft mehr auf seine innere Stimme zu hören.

Seine Augen begegneten jetzt ihrem funkelnden Blick. Urplötzlich wurde sich Lukas seiner Blöße bewusst. Um sich einen Rest von Würde zu bewahren, zog er etwas zu fest am Duschvorhang und riss ihn samt der Teleskopstange herunter. Die Stange krachte auf seinen Kopf, der nasse Plastikvorhang rauschte hinterher und blieb unangenehm feucht auf seiner Haut kleben. Getreu dem Gesetz, dass sich Unglück stets dupliziert, rutschte er beim Versuch, sich zu befreien, prompt in der nassen Badewanne aus und landete auf seinem Allerwertesten. „Rabea, was machst *du* hier? Ich dusche“, entrüstete sich Lukas reichlich spät. *Und wo war das verdammte Handtuch abgeblieben?*

Rabea, die eine Schrecksekunde lang befürchtet hatte, Lukas könnte sich verletzt haben, war bei seinen Worten sofort wieder obenauf: „Das sehe ich, wie du duschst. Jetzt tu nicht so schamhaft. Nichts, was ich nicht schon gesehen hätte, oder?“, erwiderte sie in Anspielung an ihre einstige Liebe. „Wie wäre es stattdessen mit: *Schön, dich wiederzusehen, Rabea. Wie geht es dir?* Oder noch besser, einem Begrüßungskuss für eine alte Freundin?“

Lukas trieb Rabeas Andeutung die sprichwörtliche Schamesröte ins Gesicht. Er konnte sich endlich von dem anhänglichen Duschvorhang befreien, fand das Handtuch und wickelte es sich um. Dann kletterte er aus der Badewanne und hangelte nach seinem Frotteemantel.

Rabea quittierte seine Verlegenheit mit einem zufriedenen Lächeln. Ganz die Alte. Herrin der Lage. Überraschung geglückt.

„Würde es dir etwas ausmachen, mich alleine zu lassen, damit ich mich anziehen kann?“ Fest eingehüllt in seinen Bademantel, hatte Lukas mit der flauschigen Bastion zwischen sich und ihr die Situation wieder unter Kontrolle.

Mit einem letzten kessen Blick auf seine verhüllte Körpermitte verließ Rabea das Bad.

Gleich darauf hörte er sie in der Küche hantieren. Offenbar bereitete sie ein Frühstück, was eigentlich nicht zu ihr passte. Soweit er sich erinnern konnte, hatte Rabea nie mehr zustande gebracht, als Pulverkaffee anzurühren. Er besaß keinen Pulverkaffee, dafür eine komplizierte Espressomaschine, ein Geschenk seiner Mutter. Kurz darauf hörte er die Maschine jedoch gurgelnd arbeiten.

Er ging durch die Verbindungstür vom Bad in sein Schlafzimmer. Während er Jeans und ein hellblaues Hemd auswählte, versuchte er, der merkwürdigen Gefühle Herr zu werden, die ihn seit Rabeas Auftauchen überkommen hatten. Sie musste ihn genau gehört haben, als er nach seinem morgendlichen Lauf in die Wohnung zurückgekehrt war. Doch sie hatte ihren Auftritt abgewartet, bis er nackt unter der Dusche stand. Typisch Rabea, nichts dem Zufall zu überlassen. Er fragte sich, was sie hier wollte. Sicherlich war sie nicht einfach nur vorbeigekommen, um alten Freunden einen kleinen Besuch abzustatten; er konnte fühlen, dass mehr dahintersteckte. Wie hatte er nur Rabeas Marotte mit den roten Schuhen vergessen können? Scheinbar war er damals sehr erfolgreich gewesen, als er aus Selbstschutz beschlossen hatte, Rabea nicht nur aus seinem Leben, sondern auch aus seinen Gedanken zu verbannen.

Die roten Schuhe waren ein Teil von Rabeas eigenen Theorien. Sie teilte die Menschen in zwei Kategorien ein: Diejenigen, die zuerst auf ihre Schuhe blickten, und jene, die sie ignorierten.

Sie hatte ihm ihre Theorie erklärt, die, wie sie behauptete, in der Königsdisziplin des Journalismus, dem Interview, bestens funktionierte: „Pass auf Lukas, die roten Hochhackigen sind ein Symbol! Anfangs habe ich sie benutzt, um von meiner Jugend abzulenken, aber dann habe ich die Reaktionen darauf bemerkt, nach dem Motto: *Zeig mir deine Schuhe und ich weiß, wer du bist*. Die Leute sehen meine Schuhe und stecken mich sofort in eine Schublade: *Frivol, geschmacklos, leichtfertig*. Wenn ich heute ein Interview führe, beobachte ich, wohin der Blick meines Gegenübers fällt. Es gibt wenige, die meine Schuhe nicht registrieren. Ich bevorzuge diese Gesprächspartner. Leider sind das immer meine schwierigsten Interviews, weil ich mein Gegenüber selten aus der Reserve locken kann. Aber wenn ich es schaffe, sind das auch meine besten. Doch die meisten starren zuerst auf meine Füße, das gibt mir Zeit, sie selbst zu beobachten. Diese erste Taxierung, Lukas, ist entscheidend. Sie gibt den Ausschlag über Erfolg und Misserfolg meiner Arbeit. Sobald ich in der Schublade *Kleines, kesses Frauchen – leichtes Spiel* stecke, schlage ich zu. Sie unterschätzen mich. Wer unterschätzt wird, ist im Vorteil.“

Rabea und ihre verrückten Theorien. Lukas wusste aus eigener Erfahrung, wie frivol, kess und vor allem leichtfertig Rabea sein konnte. Er hatte sie dennoch neugierig gefragt, zu welcher Kategorie er denn zähle?

Rabea hatte ihm daraufhin etwas sehr Schönes entgegnet: „Das kann man nicht miteinander vergleichen. Du, Lukas, hast zuerst in mein Herz gesehen.“

Die Erinnerung an diese Worte hatte etwas Tröstliches für ihn. Unvermittelt glätteten sich die Wogen auf seiner Seele, er spürte, wie sich der letzte Groll auf sie verflüchtigte und einem Gefühl von Melancholie Platz machte – der Art von Wehmut, die nur eine vergangene, unerfüllte Liebe auslöste.

Mit einem leisen Lächeln kehrte der junge Priester ins Bad zurück, um das Handtuch aufzuhängen, als ihm der Umschlag mit dem Wappen des Vatikans ins Auge stach. Rabea hatte ihn auf der Waschmaschine abgelegt.

Lukas hatte eine Anfrage an den Leiter der *Biblioteca Segreta del Vaticano* gestellt, im Rahmen seiner Dissertation eine Reihe der für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen Bücher einsehen zu dürfen. Rasch erbrach er das Siegel. Tatsächlich enthielt die Nachricht die erhoffte Erlaubnis.

Er nahm sich vor noch heute Nachmittag, nach der Verabredung mit seinem besten Freund, dem Jesuitenpater Simone, der Vatikanbibliothek einen Besuch abzustatten. Sein Orden schrieb keine feste Kleidung vor, außer zu offiziellen Anlässen. Er überlegte, dass sein Besuch in der nicht öffentlichen Sektion nach Feierlichkeit verlangte, und beschloss trotz des heißen Sommertages, seinen Priesteranzug mit dem Kollar zu tragen. Einen Augenblick hielt er inne und fragte sich ehrlich, ob bei diesem Entschluss nicht auch sein Unterbewusstsein eine Rolle spielte. Konnte es sein, dass er mit der Förmlichkeit seines Anzuges Rabea gegenüber eine gewisse Distanz demonstrieren wollte?

Bevor er diesen Gedanken weiterverfolgen konnte, zog köstlicher Kaffeeduft durch die Wohnung. Ein Signal, das auch seinen Magen weckte; er verspürte mit einem Mal den gesunden Appetit eines jungen Mannes. Beschwingt betrat er die große Wohnküche, wo ihn ein opulentes Frühstück erwartete.

Auf dem Tisch dampfte Cappuccino in Riesentassen, Toast und Cornetti verströmten einen betörenden Duft und in einem Bastkorb lagen gekochte Eier bereit. Rabea hatte nicht vergessen, dass er zum Frühstück gleich zwei davon vertilgte.

Rabea hatte es sich am Küchentisch in einem der Korbsessel gemütlich gemacht. Mit einer Tasse Kaffee in der Linken las sie den „Messaggero“, eine italienische Tageszeitung. Bei seinem Eintreten senkte sie die Zeitung und grinste ihm entgegen.

„Wo, oder besser wieso, hast du das inzwischen gelernt?“, fragte er überwältigt, während er sich ein Cornetto aus dem Korb fischte, es kopfüber in die Erdbeermarmelade tunkte und im Stehen heißhungrig hineinbiss.

„Tja, Hunger und Nichtkochen passen leider auf Dauer nicht zusammen.“ Rabea stand auf, um den Kühlschrank zu öffnen. Sie nahm eine Flasche Frischmilch heraus. „Lucie wird dir erzählt haben, dass ich mich in den letzten Jahren viel in Krisengebieten herumgetrieben habe: Gaza, Afghanistan, Irak. Da kann man nicht einfach in das nächste Bistro oder in den Supermarkt düsen. Da ist Vorratshaltung im Rucksack angesagt. Und immer nur kalt aus der Büchse ...“ Rabea stockte, als würde ihr bewusst werden, dass sie damit zu viel von sich verraten hatte. Sie lehnte sich mit verschränkten Armen an die Küchentheke und musterte ihn. Nie zuvor hatte sie ihn in seinem Priesteranzug gesehen. Es war offensichtlich, dass ihr nicht gefiel, was sie sah. Lukas registrierte, wie sich ihre Nase leicht kräuselte. Innerlich wappnete er sich für eine abfällige Bemerkung, die jedoch ausblieb.

Stattdessen drehte sich Rabea um und fischte mit dem Löffel ein Ei aus dem Eierkocher. Eine Weile schwiegen sie beide. Schließlich murmelte Rabea, mit dem Rücken zu ihm: „Tut mir leid, Lukas, dass ich dich vorhin so überfallen habe. Ich dachte, es wäre eine witzige Idee. Freust du dich denn nicht ein kleines bisschen, mich zu sehen?“ Sie hatte sich ihm zugewandt.

Von Stetten, der immer noch stand – aus gutem Grund, denn sein Sitzinstrument schmerzte noch von dem Sturz – gewann fast den Eindruck, als ob Rabea verlegen wäre.

Rabea und verlegen?, wunderte er sich im Stillen. Sollte sie sich tatsächlich so verändert haben? Erst das reichhaltige Frühstück und nun eine Entschuldigung? Rabea hatte sich noch nie bei ihm für irgendetwas entschuldigt. Er schaute sie an.

In den Tiefen ihrer grünen Augen entdeckte er einen neuen, anrührenden Hauch von Verletzlichkeit. Lukas von Stetten streckte die Waffen. Er eilte die zwei Schritte auf sie zu und nahm sie in seine Arme: „Natürlich freue ich mich, dass du da bist. *Schön, dich zu sehen. Wie geht es dir? Möchtest du jetzt einen Begrüßungskuss?*“, wiederholte er ihre Worte.

Rabea schmiegte sich an seine Brust, wobei sie ihm gerade bis zur Achsel reichte. Dann hob sie sich auf die Zehenspitzen, zog seinen Kopf mit beiden Händen herab und presste ihren Mund fest auf seinen.

Lukas, der sich einen brüderlichen Kuss auf die Wange vorgestellt hatte, war für einen Moment derart überrumpelt, dass er ihn erwiderte.

Als er den Überraschungsmoment überwunden hatte und sich von Rabea lösen wollte, erklang eine spöttische Stimme: „Störe ich vielleicht?“ Lucie, seine Schwester, lehnte zerzaust im Türrahmen. Sie gähnte herzhaft, dabei genüsslich die langen Glieder streckend. Sie trug ein bedenklich knappes Babydoll in Schlüpferblau und war wie Rabea barfuß.

Lukas und Rabea antworteten ihr gleichzeitig, wobei Rabeas „Ja“, Lukas' „Nein“ deutlich übertönte.

Unbeeindruckt lief Lucie auf ihre Freundin zu und drückte sie herzlich: „Mensch Bea, wie schön, dass du da bist. Wann bist du angekommen?“

„Erst vor einer Stunde, gegen sieben. Du hast so schön geschnarcht, ich wollte dich nicht wecken. Danke übrigens für den Schlüssel im Blumentopf.“

„Ha, geschnarcht! Wie lange bleibst du? Du schläfst natürlich bei uns, ein Hotel kommt gar nicht infrage.“ Lucie schnappte ihrem Bruder das letzte Cornetto weg. Bei der Gelegenheit fiel ihr die Beule auf, die seine Stirn seit dem Zusammenstoß mit der Duschstange zierte. *Seit wann boxt Lukas wieder?*, fragte sie sich verwundert, als sie von Rabeas Antwort auf ihren Vorschlag und Lukas' folgender, heftiger Reaktion abgelenkt wurde.

„Ich denke, sechs Wochen Rom werden reichen. Im Moment verhandele ich noch über eine Interviewserie, habe aber auch einige interessante Themen in Arbeit. Danke für dein Angebot, Lucie, ich bleibe gerne hier.“

„Moment!“ Lukas, der im Stehen aus seiner Tasse getrunken hatte, verschluckte sich. „Was meinst du mit hier bleiben? Doch nicht hier in der Wohnung?“ Sein Unbehagen bei der Vorstellung, sechs Wochen mit Rabea unter einem Dach zu verbringen, stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Lucie bedachte ihren Bruder mit einem prüfenden Blick. Seit jeher reagierte sie empfindlich auf seine Stimmungen. Vor allen Dingen, da er in seiner Ausgeglichenheit kaum welche hatte.

Rabea hackte ihre spitze Zunge sofort in die Kerbe: „Warum willst du mich schon wieder loswerden, Bruder Lukas? Befürchtest du, dass ich dich zu irgendetwas verleiten könnte?“

Zum zweiten Mal an diesem Morgen schoss dem jungen Priester das Blut ins Gesicht.

Was für ein Biest! Lucie musste unwillkürlich an eine Episode an Rabeas sechstem Geburtstag denken. Lucie sah ihre Freundin vor sich, wie sie auf einen Stuhl geklettert war, vor sich die brennenden Geburtstagskerzen. Die ganze Schar der kleinen Gäste hatte gekreisch: „*Ausblasen, ausblasen*“ und „*Wünsch dir was, Rabea*.“ Danach hatte eines der Kinder sie gedrängt: „Rabea, los, was hast du dir gewünscht?“, während Lukas gerufen hatte: „Nein, Rabea, nicht verraten, sonst geht es nicht in Erfüllung.“

Trotzig hatte sie geantwortet: „Das ist mir piepegal. Ich habe mir gewünscht, dass Lukas und ich heiraten und Babys haben.“

Rabeas sechster Geburtstag war eine ihrer frühesten Kindheitserinnerungen. Sie, Lukas und Rabea waren bis zum Ende der Schulzeit unzertrennlich gewesen. Der dritte Zwilling, so hatte man Rabea überall genannt. Gleichaltrig hatten alle im selben Jahr ihr Abitur gemacht. Danach war Lucie bekanntlich mit Rabea für sechs Monate in Richtung Mittlerer Osten durchgebrannt und gemeinsam hatten sie einige gefährliche Abenteuer erlebt. Wie gefährlich, hatten sie nie erzählt.

Lucie konnte ihre Freundin gut einschätzen. Sie war zielstrebig, willensstark, zäh. Einzig an Lukas hatte Rabea sich die Zähne ausgebissen. Vor ungefähr sechs Jahren schien es zwischen den beiden zu einer folgenschweren Begegnung gekommen zu sein. Rabea verschwand danach von einem Tag auf den anderen nach Afghanistan, Lukas trat dem Jesuitenkolleg bei.

Weder von Rabea noch von Lukas hatte Lucie je erfahren, was damals zwischen den beiden vorgefallen war. Es war ein Geheimnis, das Rabea und Lukas nicht teilen wollten.

„Was steht denn in dem Brief vom Vatikan, Lukas?“, erkundigte sich Rabea nun, ganz ungeniert neugierige Journalistin.

„Im Grunde geht es dich nichts an, aber da es kein Geheimnis ist: Im Rahmen meiner Dissertation habe ich um eine Genehmigung für das Studium einiger nicht öffentlicher Dokumente in der Vatikanbibliothek gebeten und sie heute erhalten“, gab Lukas Auskunft.

„Gratuliere!“, freute sich seine Schwester. Sie wusste, wie sehr er darauf gewartet hatte. Sie gab ihm einen Kuss auf die Wange. Dabei registrierte sie erstaunt, dass er sich noch nicht rasiert hatte, aber bevor sie eine Bemerkung dazu machen konnte, meinte Rabea zu ihrem Bruder: „Sag, Lukas. Wie gut bist du mit dem Oberjesuiten Ignazio Bentivoglio bekannt? Der alte Knabe steht ganz oben auf meiner Interview-Wunschliste. Übrigens, ist was an den Gerüchten dran, dass ihn der

Altherrenfluch getroffen hat, sprich, Erweiterung der Prostata? Kannst du ihn mal wegen eines Interviews fragen? Oder mir seine Handy-Nummer besorgen?“

Lukas, der sich soeben ein halbes gekochtes Ei in den Mund geschoben hatte, verschluckte sich heftig. „Erstens“, ein Hustenanfall unterbrach ihn, „nenne bitte den Generaloberen nicht *Alter Knabe* und zweitens, nein, ich werde ihn ganz bestimmt nicht nach seiner Prostata fragen oder wegen eines Interviews ansprechen. Ich glaube, du hast sie nicht mehr alle“, entrüstete er sich. Erneut musste er husten und spuckte dabei ein fingernagelgroßes Stück Ei aus. Es landete, leider, mitten auf Rabeas Schoß.

„Mahlzeit“, sie zuckte ungerührt mit den schmalen Schultern, während sie das Stückchen Ei mit spitzen Fingern packte und in den Abfall beförderte.

Lucie war hinter der Zeitung in Deckung gegangen und überließ die beiden mit Vergnügen ihrem Geplänkel, als zum zweiten Mal an diesem Morgen die Haustürglocke anschlug.

„Ich gehe“, rief sie und sprang auf.

Durch die Gegensprechanlage kündigte sich ein weiterer Bote an: „Guten Morgen. Ich habe einen Umschlag für Pater von Stetten.“

„Okay, komm rauf! Erster Stock, links.“ Lucie, ob ihres Babydolls völlig unbekümmert, öffnete die Tür und quittierte den Empfang des Umschlags.

In altmodischer Schrift war er an „Pater Lukas von Stetten, SJ“ adressiert. Dem Boten, einem Grünschnabel in fleckigen Shorts, quollen bei ihrem appetitlichen Anblick die Augen über. Wahrscheinlich wunderte er sich, mit wem der Pater seine Wohnung teilte. Lucie steckte ihm ein kleines Trinkgeld aus der Schale auf der Konsole zu. Der Junge klappte seinen Mund wieder zu, bedankte sich artig und hüpfte, einen aktuellen italienischen Schlager pfeifend, die Treppe hinab. Lucie schloss die Wohnungstür und tappte zurück in die Küche. Sie wedelte mit dem Umschlag. „Hier, Lukas. Für dich.“

Lukas griff danach: „Komisch. Es ist kein Absender angegeben.“

„Tja, vielleicht machst du ihn auf“, meinte Rabea, während sie näher an ihn heranrückte und auf den Umschlag spitzte. „Was heißt das *SJ* hinter deinem Namen gleich noch mal? *Schlaue Jungs*, oder?“, zog sie ihn auf, obwohl sie genau wusste, dass die Initialen für die „Societa Jesu“ standen und hinter dem Namen eines jeden Jesuitenpriesters aufgeführt wurden.

Lukas schenkte ihrer Bemerkung keine Beachtung und öffnete das Kuvert. Verwundert erkannte er Siegel und Unterschrift auf dem Brief: Niemand anderer als Ignazio Bentivoglio, der amtierende Ordensgeneral der Jesuiten, hatte die Zeilen verfasst. Die knappe Einladung bat Lukas von Stetten, SJ, sich heute pünktlich um 15:00 Uhr an der genannten Adresse einzufinden. Am Ende fand sich ein merkwürdiges Postskriptum: „*Wahren Sie absolutes Stillschweigen über dieses Treffen und achten Sie darauf, dass Ihnen niemand folgt. Klingeln Sie am leeren Namensschild.*“

Plötzlich wurde Lukas bewusst, dass Rabea sich direkt neben ihm auf Zehenspitzen bemühte, einen Blick auf die Zeilen zu werfen. Rasch faltete er das Blatt zusammen und steckte es in die Hosentasche.

Rabea setzte eine gleichmütige Miene auf und angelte sich ein Stück Toast. Nachdenklich knabberte sie darauf herum. In ihrem kurzen, aber ereignisreichen Leben als Reporterin hatte sie gelernt, möglichst viele Informationen aus wenig Input herauszufiltern. So hatte sie sich angewöhnt, bei Briefen und E-Mails zuerst das Postskriptum zu lesen. Es barg oft die einträglichsten Informationen. Zwar hatte sie nur einen kurzen Blick auf das Blatt werfen können, aber die wenigen Sekunden hatten ihr gereicht, um das PS zu lesen und das Siegel zu erkennen. Das war ja interessant! Lukas hatte eine geheime Unterredung mit dem Generaloberen der Jesuiten! Was es damit auf sich hatte?, fragte sie sich.

Auch Lukas dachte über die ungewöhnliche Art der Einladung und über das merkwürdige Postskriptum nach.

Weshalb bestellte ihn Bentivoglio nicht in seinen offiziellen Amtssitz im Borgo Santo Spirito, sondern in die Via Condotti, unweit der Piazza di Spagna, einem der belebtesten Plätze von Rom? Er wusste, dass Rabeas Bemerkung über das Gerücht des schlechten Gesundheitszustandes Bentivoglios zutraf. Innerhalb seines Ordens war es ein offenes Geheimnis, aber er hätte nie gedacht, dass diese Information bereits den Borgo Santo Spirito verlassen hatte.

Plötzlich fühlte er Rabeas forschenden Blick auf sich. Er warf ihr rasch ein gleichmütiges Lächeln zu, das in einen jähen Hustenanfall überging – Nachwirkungen des verschluckten Eies. Zwischen zwei Hustenattacken verkündete er würdevoll, er würde die Duschstange wieder aufhängen und sich anschließend rasieren.

Das Geräusch, das der große antike Eisenschlüssel verursachte, als ihn Lukas im Badezimmer Schloss drehte, drang deutlich bis in die Küche. Offensichtlich war der junge Jesuit zu dem Schluss gekommen, einem weiteren Angriff auf seine Privatsphäre vorzubeugen.

Die jungen Frauen blickten sich an und prusteten gleichzeitig los. „Was hast du denn mit *dem* angestellt?“, gluckste Lucie.

Rabea schilderte ihr, wie sie Lukas unter der Dusche überrascht hatte.

„Unglaublich, seinen Gesichtsausdruck werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Wie er da in der Badewanne lag, die Hände um den Duschvorhang gekrampft, das ist eine Momentaufnahme für die Ewigkeit. Er wusste gar nicht, was er zuerst vor mir verstecken sollte“, kicherte Rabea.

„Aha, das erklärt die dicke Beule auf seiner Stirn. Ach Bea, ich finde es herrlich, dass wir uns sehen. Das ist doch mindestens ein halbes Jahr her.“

„Es ist sogar schon über sieben Monate her“, berichtete Rabea. „So lange war ich jetzt in Bagdad. Ich bin zwischendurch nur einmal kurz nach Berlin geflogen, um in der Redaktion Material aufzubereiten.“

„Ich bewundere dich. Die Nachrichten hier sind jeden Tag voller neuer Schreckensmeldungen. Ein Selbstmordattentäter jagt den nächsten. Wie hast du es dort so lange aushalten können? Entschuldige Rabea, wenn ich dir das sage, aber als deine beste Freundin darf ich das: Du siehst furchtbar aus, als ob du zu wenig schläfst und noch weniger isst.“

„Ich brauche noch einen Kaffee. Du auch?“

„Immer“, erwiderte Lucie.

Während die Maschine lief, musterte Rabea die Küche. Mit den Fingern strich sie über die Pinienarbeitsplatte und meinte zu Lucie: „Die Küche ist mir vorhin schon aufgefallen. Ich mag sie, sie strömt Kochlust aus, wie früher die Küche meiner Großmutter.“

„Meine Mutter hat alles eingerichtet. Die Küche ist eine Replik aus einem Mas in der Provence und der Esstisch vierhundert Jahre alt. Er stammt aus dem Speisesaal eines Mönchsklosters in den Abruzzen. Wahrscheinlich dachte sich Mama, es wäre der passende Tisch für ihren Priestersohn“, erklärte Lucie, während sie sich gleichzeitig wunderte. Was sollte das? Betrieben sie beide etwa Konversation? Unwillkürlich fragte sich Lucie, was Rabea damit bezweckte. Versuchte sie, von sich abzulenken?

„Was macht dein Pferd, von dem du mir vorgeschwärmt hast? Abraxas? Fehlt er dir sehr?“, erkundigte sich Rabea in der tatsächlichen Absicht, Lucie von sich und ihrem Thema wegzuführen.

Abraxas, ein vierjähriger Hengst, war ein Geschenk von Lucies Vater zu ihrem 25. Geburtstag und Lucies große Leidenschaft. „Abraxas geht es bestens. Dieser Hengst ist das schlaueste Stück Pferd, das mir je untergekommen ist“, schwärmte Lucie mit leuchtenden Augen. „Ich besuche Abraxas zwei bis drei Mal im Monat. Papa schickt mir sogar einmal im Monat sein Flugzeug. Ich glaube, mein Vater ist einsam. Nach dem Tod seines Augapfels, unseres Bruders Alexander, hat er mit Lukas gebrochen, weil dieser sich standhaft weigerte, in Alexanders Fußstapfen zu treten. Und Mama ... du weißt ja, wie sie ist.“ Lucie seufzte. „Seit ihrem letzten Aufenthalt im Sanatorium hat sie sich zwar wieder erholt, aber sie verbringt viel Zeit in ihrem Serail. Aber zurück zu Abraxas. Der Teufelskerl hat schon wieder versucht auszubüxen, man darf ihm einfach nichts durchgehen lassen. Ich lasse dir im Übrigen auch nicht durchgehen, dass du ablenkst, Rabea“, sagte Lucie und klang dabei gefährlich sanft.

Rabea grinste Lucie an. „Man kann es ja mal probieren. Ich sollte eigentlich am besten wissen, dass man dich nicht unterschätzen darf, Blondie.“

„Kein Problem, Hexe. Also, sag schon. Du hast doch was. Du bist magerer als eine streunende Katze. Hast du dort nicht genug zu essen bekommen oder ist dir vom Krieg der Appetit vergangen?“

„Ein bisschen von beidem. Aber bitte Lucie, können wir nicht das Thema wechseln? Ich bin eigentlich hierhergekommen, damit ich einmal abschalten kann. Weißt du, das einzige gute Haar, das ich an Bagdad lassen kann, ist, dass man dort eine geile Gefahrenzulage bekommt und keine Möglichkeit hat, etwas davon zu verprassen. Ich bin hier, um den Luxus einer westlichen Großstadt zu genießen. Also, was machen wir heute? Überfallen wir die Via Frattina? Ich brauche dringend ein paar neue Klamotten.“ Rabea hatte sich gemerkt, dass Lucie ihr erzählt hatte, dass die Via Frattina, zwischen der Piazza di Spagna und der Via del Corso gelegen, der Geheimitipp junger Römerinnen für schicke und erschwingliche Mode war.

Lucie hatte Rabea aufmerksam beobachtet. Alles in allem klang sie zwar recht munter und doch stimmte etwas nicht mit ihrer Freundin. Ihre Fröhlichkeit wirkte aufgesetzt, zudem hatte sie noch nie erlebt, dass Rabea, wenn es um ihre Arbeit ging, abblockte.

Lucie rückte näher an Rabea heran und beugte sich zu ihr vor, um ihr mit dem Zeigefinger auf die kleine Nase zu tippen: „Okay, Fräulein Naseweis. Und die Marienkäfer fliegen rückwärts. Schluss mit dem Gedöns! Mit diesen Verbalpopeln kannst du vielleicht deinen Chefredakteur anschmieren, aber hey, ich bin Lucie, deine beste Freundin. Wir sind Thelma und Louise, die, die überlebt haben. Zweite Chance, da capo. Was ist los mit dir? Warum bist du wirklich hier?“

Rabea stieß einen Seufzer aus: „Hätte ich mir ja denken können, dass du nicht locker lässt. Also gut. Eigentlich wollte ich dich damit nicht gleich überfallen. Ich bin hier, weil ich deine Hilfe brauche, Lucie. Angst oder Selbstzweifel waren mir immer fremd. Bisher. Kein Abenteuer, in das ich mich nicht mit Pauken und Trompeten gestürzt hätte. Mein Akku war voll, mein Energievorrat unerschöpflich. Dachte ich. Vor dir sitzt ein Wrack, Lucie. Ich bin ausgebrannt, am Ende, völlig fertig.“ Rabea stockte und nahm einen tiefen Schluck aus ihrer Tasse, der sich wie ein weiterer Stoßseufzer anhörte.

Lucie sah, wie Rabeas Hand dabei zitterte, und es war diese Beobachtung, die sie weit mehr als ihr Geständnis erschütterte.

Rabea hatte Lucies Blick aufgefangen. Sie stand auf und lief mehrmals auf und ab, bis sie vor Lucies Stuhl stehenblieb und ihr die kleinen Hände entgegenstreckte. „Da siehst du, wie weit es mit mir gekommen ist, Lucie. Ich zittere wie eine alte Frau. *Ich bin nicht mehr ich.*“

Lucie sah stumm zu ihr auf. Sie wartete darauf, dass Rabea ihr alles erzählte.

„Gut“, gab Rabea nach. „Aber ich warne dich, es ist eine trübselige Geschichte. Sag, erinnerst du dich noch an meinen Meister Friedolin?“

„Deinen Goldfisch? Wie könnte ich den je vergessen, er war mein erstes Kindheitstrauma. Wir waren ungefähr sieben und ich habe ihn kieloben schwimmend in seinem Glas gefunden.“

„Ja, und du hast mich noch gefragt, ob Goldfische Rückenschwimmen können“, ergänzte Rabea mit einem traurigen Lächeln. „Weißt du auch noch, wie uns mein Großvater damals getröstet hat, als wir in Tränen aufgelöst, sein Studierzimmer gestürmt haben?“

„Ja, er sagte, dass Meister Friedolin sein ganzes Leben mit dem Bauch nach unten geschwommen wäre und das Glas wäre seine eigene, glückliche Welt gewesen. Und nun hätte er sie verlassen und wäre in eine andere, noch schönere Goldfischwelt eingetreten. Aber dort wäre alles andersherum, darum habe er sich drehen müssen, um sie bis in alle Ewigkeit erfahren zu können.“

„Ja, und genauso ergeht es mir jetzt. Ich treibe kieloben an meiner eigenen Oberfläche, nur, dass sich meine Welt um so vieles schrecklicher anfühlt. Ich weiß, dass die Erde nie ein friedvoller Ort sein wird, nicht, solange es Menschen gibt. Es ist mein alter Konflikt, Lucie. Ich werde mit dem Leid und den Verbrechen, die religiöse Fundamentalisten in *seinem* Namen begehen, nicht fertig. Ich hasse Gott, obwohl ich gar nicht an ihn glaube! Ich habe dort unten zu viel gesehen, die Bilder zersprengen mir den Kopf, als wären meine Gedanken tausend kleine Bomben. Dabei kann ich die Terroristen fast verstehen. Nicht das, was sie tun, sondern, warum. Sie sind ihrem grenzenlosen Hass und ihrer Wut ebenso hilflos ausgeliefert wie ich. Doch sie lösen ihren inneren Konflikt mit Gewalt, sind Gefangene ihrer eigenen Bestimmung. Ich hingegen kämpfe mit Worten und Artikeln dagegen an und das hat mich nun meinen Job gekostet.“

„Aber Rabea, entlassen zu werden, ist doch nicht das Ende der Welt.“ Lucie wirkte beinahe erleichtert. Sie hatte mit weit Schlimmerem gerechnet als einer Kündigung. „Glaub mir, es wird nicht lange dauern, bis dir neue Angebote ins Haus flattern werden. Du machst jetzt erst einmal Urlaub und erholst dich von den ganzen Strapazen. Ich bringe dich schon auf andere Gedanken.“ Lucie lächelte ihrer Freundin aufmunternd zu.

Rabea blieb ernst: „Ganz so einfach ist es nicht, Lucie. Um ehrlich zu sein, ich wurde verhaftet und aus dem Irak ausgewiesen.“

Lucie brauchte zwei Schrecksekunden, bis sie entsetzt ausrief: „Mein Gott, Rabea, was hast du jetzt wieder angestellt? Mister President USA mit faulen Eiern beworfen oder eine irakische Frauenbewegung gegründet?“

„Wenn es nur das wäre!“, seufzte Rabea. „Ich bin nach Bagdad gegangen, weil es mich reizte, beinahe jeden Tag die Möglichkeit zu haben, live vor die Kamera zu treten. Mein Herz und meine Seele habe ich ausgeblendet, Neutralität und Objektivität wurden zu meinem Evangelium. Ich hüllte mich in mein Berufsethos, weil ich keine Meinung haben durfte. Aber irgendetwas ist da unten mit mir passiert, Lucie. Jetzt habe ich eine Meinung: Schluss mit dem verdammten Krieg! Er ist rechtlich illegal und er ist menschlich verwerflich, und was sehr viel schlimmer wiegt, er hat bisher nichts bewirkt – außer Leid und Tod.“

„Ach, Rabea.“ Lucie schüttelte mitleidig den Kopf. „Wie ich dich kenne, hast du deine Meinung lautstark und unautorisiert unter die Leute gebracht?“

„Schlimmer. Ich habe der amerikanischen Regierung vorgeworfen, sich die zweite Amtszeit durch geschickte Manipulation des eigenen Volkes erschlichen zu haben.“

„Als Freundin im Affekt muss ich dich das fragen, Rabea. Was hast du genau angestellt? Man wird ja nicht gleich verhaftet und des Landes verwiesen, wenn man als westlicher Journalist seine Meinung äußert?“

„Nein, ich habe meine Sendeleitung mit dem falschen Material hereingelegt und dem amerikanischen Präsidenten meine Meinung zur besten Sendezeit gezeitigt: Während einer Livesendung aus dem Stadtzentrum von Bagdad.“

„Wow, eine Tonne Pferdemit, das bringst auch bloß du fertig. Was genau hast du gesagt?“ Lucie wirkte beinahe stolz auf ihre Freundin.

„Na ja, ich habe ihn mit der Lüge über die angeblichen Massenvernichtungswaffen konfrontiert und dass der einfache Iraker behauptet, *die einzige Massenvernichtungswaffe im Irak sei der Amerikaner*. Und dass es Amerika sowieso nur um das Erdöl gehe. An dem Punkt haben sie mich abgeschaltet und verhaftet. Aus Sicherheitsgründen“, fügte sie mit einer schiefen Grimasse hinzu.

„Aha, damit erklärt sich auch, warum ich dich ewig Monate nicht erreichen konnte und du nicht auf der Beerdigung von Onkel Franz warst. Du hast mich angeschwindelt, Freundin. Darüber reden wir noch. Was ist weiter passiert?“

„Ich wurde als Feindin des amerikanischen Volkes eingestuft. Ich dachte, sie würden mir ein Ticket für Guantanamo ausstellen, aber mein Sender hat sich für mich eingesetzt, von wegen Stresssituation, überforderte junge Reporterin etc. Mein eigentliches Glück war der Leiter der Militärpolizei, die mich verhaftet hat. Patrick war ein sehr vernünftiger Mann, mit dem ich einige gute Gespräche hatte. Er hat die Verhöre durch die Agenten überwacht und mich geschützt, was ihm selbst Schwierigkeiten eingebracht hat. Irgendwann musste ich eine eidesstattliche Versicherung unterschreiben, die mir einen Maulkorb verpasste, dazu zwei amerikanischen Psychologen die kriegstraumatisierte junge Frau vorspielen, dann haben sie mich zum Flughafen eskortiert und in ein Flugzeug gesetzt.“

„Und wann war das?“

„Vor zwei Tagen. Ich war nur ganz kurz in Berlin.“

„Na, das erklärt zumindest, warum du so blass und dünn bist. Eingesperrt und dazu amerikanische Gefängniskost ... Ich bin so froh, dass du gleich zu mir gekommen bist, Bea. Keine Sorge, ich werde dich aufpäppeln. Apropos, wirst du ihn wiedersehen?“

„Wen?“

„Na, diesen Patrick. Seit Lukas habe ich dich nie mehr von einem Mann mit solcher Achtung sprechen hören.“ Lucie versuchte, ihre Neugierde zu zügeln.

„Nein“, lautete die knappe und unbefriedigende Antwort.

„Warum denn nicht? Na gut, er ist Soldat und du Pazifistin, aber das ist auch keine größere Kluft als zwischen Mann und Frau. Irgendwann ist jeder Krieg zu Ende und ...“

„Lass gut sein, Lucie“, unterbrach Rabea sie. „Er kommt nicht mehr zurück. Er ist tot.“

„Oh“, hauchte Lucie sichtlich betroffen. „Es tut mir so leid, Rabea. Ich bin ein Esel. Wie ...?“

„Auf einer Patrouille, vor vier Tagen. Ein Selbstmordattentat.“ Was Rabea Lucie verschwiegen war, dass sie nicht an einen zufälligen Anschlag glaubte. Patrick war ermordet worden, weil sie zusammen im Irak eine tödliche Entdeckung gemacht hatten, die die Weltöffentlichkeit nicht wissen durfte. Wenn es bekannt werden würde, könnte es den gesamten Mittleren Osten endgültig in Flammen setzen. Es war ihr gelungen, die Akte mit den Unterlagen mithilfe einer jungen Ärztin rechtzeitig aus dem Irak zu schmuggeln. Doch man schien sie im Verdacht zu haben, denn ihre Berliner Wohnung war durchwühlt worden. Stattdessen sagte sie jetzt: „Es sterben so viele gute Leute auf beiden Seiten, Lucie. Es gibt zu viel Leid. Leid ist mit nichts vergleichbar, Leid ist Leid. Es gleicht einer Primzahl, individuell und unendlich.“

„Aha, und um ganz alleine Leid und Tod zu verhindern, hast du dich vor das Mikrofon gestellt und damit ganz nebenbei deine berufliche Karriere ruiniert“, konstatierte Lucie ruhig.

„Du hast recht. Ich habe mich selbst ausgeknockt. Doch ich musste es tun, nicht als Journalistin, sondern als Mensch. Sie morden im Namen Gottes, Lucie! Beide Seiten. Es ist einfach unfassbar, wie menschenverachtend und feige sie alle sind“, brach es aus ihr heraus. „Und diese Selbstmordattentäter, wir züchten sie doch selbst! Dabei übernehmen diese selbsternannten Gotteskrieger keinerlei Verantwortung für ihre Taten, sondern verstecken sich hinter der Rockschrürze eines Gottes, den die

Männer selbst erfunden haben! Weißt du, was ich glaube, Lucie? Fanatischer Glaube ersetzt die Vernunft, er macht dumm, weil man nicht mehr selber denken muss. Für sie heißt es, wer glaubt, hat recht. Die Christen glauben seit jeher, sich mit ihren guten Taten das ewige Leben zu verdienen, und den Bombengürtel tragenden Gotteskämpfern wird vorgegaukelt, dass sie von großäugigen Jungfrauen an der Pforte zum Paradies erwartet werden. Und diese Heuchelei der Christ-Amerikaner, die ihre Diabetikerdemokratie wie eine leuchtende Kerze vor sich hertragen und versuchen, ihr Credo der gesamten Welt aufzuzwingen. Wann lernen sie endlich, dass man Demokratie ebenso wenig aufzwingen kann wie den Glauben? Sie machen immer wieder dieselben Scheißfehler. Dadurch haben sie die Situation dort unten verschärft, vor allem für Israel. Nichts hat sich geändert, immer wieder sind wir Juden die Dummen.“ Rabea schleuderte ihren Zopf mit einer wütenden Bewegung auf den Rücken.

„Womit wir bei der Politik wären, die, wie du weißt, nicht gerade meine Stärke ist. Aber mein kluger Bruder hat kürzlich erwähnt, dass sich seit der sogenannten Befreiung des Irak die Terroranschläge weltweit verdreifacht haben.“

„Stimmt. Aber ich spreche vom Iran. Der neue Präsident ist ein Khomeini-treuer Schiit und hasst die Juden. Ohne den Einmarsch der Amerikaner in den Irak wäre er gar nicht erst gewählt worden; das gemeinsame Feindbild hat die konservativen Wähler erst mobilisiert. Nichts verbindet mehr als Hass.“

Rabea blieb jetzt stehen, sowohl wörtlich als auch physisch. Was gut war, denn Lucie war beinahe schwindelig von Rabeas raschem Auf und Ab und leidenschaftlichem Gestikulieren.

Rabea suchte Lucies Blick. „Ach Lucie. Verdammt, ich weiß genau, wie sich das alles anhört: Wie die Tirade einer hysterischen Atheistin. Ich habe im Irak nicht nur meine Objektivität verloren, sondern auch jegliche Hoffnung. Ich werde höchstens noch Interviews machen können und für Frauenjournale berichten. Ende und Amen, wie Lukas sagen würde.“ Niedergeschlagen ließ sich Rabea auf einen Sessel sinken.

Lucie stand auf und ging vor ihrer Freundin in die Hocke: „Aber nein, mein dummes Tschapperle. Ich glaube nicht, dass du dein Selbst verloren hast. Es war immer da. Du hattest nur dein Herz und deine Seele ganz fest unter deinem Berufsethos vergraben, um dich vor dem Leid, das du miterleben musstest, zu schützen. Du hast stets gesagt, wenn man nicht die Wahrheit äußern darf, dann kann man es auch gleich sein lassen. Du bist die, die du von jeher warst. Unsere Rabea, die am liebsten im Alleingang die ganze Welt, jeden Menschen und jedes Tier darauf retten möchte: unsere Rabbi Hood. Bitte sei nicht so hart zu dir selbst und auch nicht zu Gott! Ich will ja keine Lanze für *ihn* brechen, aber wie du weißt, habe ich zufällig einen Bruder, der Priester ist. Und der glaubt so sicher an ihn, wie du ihn verleugnest. Mathematisch gesehen ist das eine Gleichung, die zu Null aufgeht. Oder was meinst du? Ich gebe zu, dass *ihm* nach seiner Schöpfungsgeschichte das Ganze ein wenig aus dem Ruder gelaufen ist. Aber etwas Gutes muss an ihm sein, wenn so viele durch ihn Trost finden und es Menschen wie Lukas gibt, die in seinem Namen viel Positives bewirken.“

„Ach Lucie“, wehrte Rabea ab. „Ich weiß ja, du meinst es gut. Aber das ist gerade das Schlimme daran. *Sie*, die Kirchenoberen, holen sich die Besten von ihnen, diejenigen, die an der Basis das Gute bewirken. Durch Priester wie Lukas ködern sie die Masse der Gläubigen und erhalten damit der Institution Kirche ihre Macht. Der Vatikanstaat ist ein Profitcenter, er verschlingt nicht nur ihre Seelen, sondern auch ihr Geld. Je mehr spendenwillige Gläubige, desto höher auch ihre Einnahmen. Mehr Geld, mehr Macht. Das ist die Gleichung, Lucie“, entgegnete Rabea, aber sie wirkte bereits ruhiger. Sie drückte die Hand ihrer Freundin und lenkte dann überraschend ein. „Stimmt, solange es so reine und anständige Seelen wie Lukas gibt, besteht für die Menschheit noch Hoffnung. Lukas ist ein Seelenflüsterer.“

Während sie dies sagte, verglühte der letzte Funken Zorn in ihren Augen und machte einem Ausdruck hungriger Sehnsucht Platz. Und Lucie verstand. Sie kannte diesen Blick, hatte ihn in den vergangenen Jahren einige wenige Male an ihrem Zwillingbruder Lukas wahrgenommen, wenn er sich unbeobachtet glaubte.

Bevor sie richtig darüber nachgedacht hatte, hatte sie es bereits ausgesprochen: „Du liebst Lukas noch immer, nicht wahr?“

„Ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben.“

„Ach, ihr zwei“, seufzte Lucie wissend – in Liebesdingen und an Liebhabern zwar erfahrener, aber nicht gerade die erste Anlaufstelle, wenn es um Expertenratschläge ging. „Wisst ihr, woran ihr mich erinnert? An eine alte Sage, die mir meine Professorin erzählt hat. Du wirst sie bald kennenlernen, ich bin inzwischen gut mir ihr befreundet. Du kennst doch das Gilgamesch-Epos, Rabea, die älteste

überlieferte Sagensammlung der Welt? Kürzlich wurden an einem der angeblichen Schauplätze des Epos die gut erhaltenen Mauerreste eines Hauses ausgegraben. Darin fanden sich noch Überreste eines Tisches und von Stühlen, auf denen sieben Skelette saßen. In der Überlieferung heißt es, dass sich hier verfeindete Stammesoberhäupter zu einem gemeinsamen Abendmahl getroffen hätten, um nach Jahren blutiger Fehden endlich zu einer Einigung zu kommen. Da aber jeder der sieben Anführer dem anderen gegenüber misstrauisch war und befürchtete, man wolle ihn vergiften, wagte es niemand, als erster von den Speisen zu kosten.“ Lucie hielt inne, um Rabea die Chance zu geben, die sich daraus ergebende Frage zu stellen.

„Und was ist die Moral der Geschichte? Dass Männer lieber verhungern, als Frieden zu schließen?“, seufzte ihre Freundin schicksalsergeben.

„Genau, sie sind alle verhungert.“

„Komm, Blondie! Gib es zu, das hast du gerade eben erst erfunden.“

„Kann sein, aber man kann nicht nur am Essen verhungern, weißt du?“, entgegnete Lucie leise.

„Und weißt du, dass du ein ziemlich schlaues Blondie bist und alle Welt, außer mir natürlich, dich meist unterschätzt?“

„Natürlich, das ist meine Masche: Immer schön doof stellen, dann verraten einem die Leute meist mehr, als sie wollen, weil sie denken, du kapiert es sowieso nicht. Apropos, was du vorhin gesagt hast ... Stimmt es tatsächlich, dass die Selbstmordattentäter glauben, nach getaner Tat würden unzählige Jungfrauen im Paradies auf sie warten?“

„Ja, ich glaube die genaue Zahl ist siebzig. Fast schon komisch, wie das das einseitige Denken der Männer entlarvt: Sie stellen sich das Paradies mit einem gehörigen Überschuss an Jungfrauen vor.“

„Ehrlich“, ereiferte sich Lucie. „Auf so einen schrägen Einfall können auch nur Männer kommen. Nicht eine Frau würde darauf hereinfallen. Stell dir mal vor, da würden siebzig unbekannte Männer auf dich warten. Hinterher hat Gott oder wer auch immer einen schlechten Geschmack und schickt dir welche mit Schnauzbart, Mundgeruch und Schwabbelbauch. Igitt.“ Sie schüttelte sich in gespielter Entsetzen.

„Also wirklich, Lucie. Dir mangelt es doch sehr am nötigen Respekt vor der Religion“, ermahnte sie ausgerechnet Rabea. Allerdings grinste sie dabei quer über alle Sommersprossen.

„Falsch, nicht gegenüber der Religion, sondern gegenüber den Männern. Stell dir mal vor, was unser armer Freund Jules macht, der stockschwul ist und gläubiger Muslim. Na, der würde schön doof gucken, wenn er plötzlich feststellen müsste, dass im Jenseits eine Horde Jungfrauen über ihn herfällt. Oder“, spann Lucie den Gedanken weiter, „meinst du, Gott weiß über die sexuellen Neigungen seiner Schäfchen Bescheid und schickt männlich Desorientierten stattdessen siebzig Jungmänner? Ich wette, daran hat Jules überhaupt noch nicht gedacht. Ich werde ihn damit bei unserem nächsten Telefonat erschrecken.“ In Lucies Augen irrlichterte es. „Damit werde ich mir zwar eine heftige Standpauke einhandeln, aber das ist mir die Sache wert.“ Lucie kicherte und Rabea fiel darin ein.

„Schön, dass du wieder lachen kannst, Rabea. Es geht doch nichts über Männer für die kleine Aufmunterung zwischendurch. Das führt mich zurück zum Thema. Du sagtest vorhin, dass du nicht mehr du bist. Unter uns beiden: Ich glaube nicht, dass Lukas ganz speziell heute Morgen den Eindruck hatte, dass *du* nicht mehr du bist!“ Mit dieser Bemerkung wollte Lucie ihre Freundin eigentlich weiter aufheitern, aber irgendwie bewirkte sie damit das genaue Gegenteil. Unvermittelt brach Rabea in Tränen aus.

Lucie streichelte ihr über den dichten roten Haarschopf: „Ja, wein dich ruhig aus, spül dir alles von der Seele runter.“

Meine Lucie, dachte Rabea, während sie von trockenen Schluchzern geschüttelt wurde. In Gedanken war sie plötzlich wieder bei jenem Tag vor neun Jahren, als sie Lucie ihrerseits in den Armen gehalten hatte – damals, während ihres verrückten Trips in den Vorderen Orient. Es war an jenem Tag in Beirut gewesen, als Rabea und ihr neuer Freund Jules nach einer verzweifelten Jagd durch die engen, vor Hitze flirrenden Gassen endlich die von modernen Sklavenhändlern verschleppte Lucie aufgespürt hatten. Drei Tage und zwei Nächte hatte Rabea weder geschlafen noch gegessen. Allein der Gedanke an Lucie hatte sie beherrscht und dass es allein ihre Schuld wäre, wenn ihrer Freundin etwas zugestoßen war.

Es war ihre närrische Idee gewesen, nach dem Abitur auszubüxen und der düsteren Traueratmosphäre nach dem Tod von Lucies älterem Bruder Alexander zu entfliehen. Sie hatte Lucie mit Engelszungen zu dem verrückten Roadtrip à la „Thelma & Louise“ überreden müssen, da diese sich verpflichtet gefühlt hatte, bei ihrer Mutter zu bleiben. Aber mit dem Argument, Lucie könne ihrer

Mutter, die in einem Sanatorium in einen Heilschlaf versetzt worden war, sowieso nicht helfen, hatte Lucie Rabeas Drängen nachgegeben.

Jules und Rabea hatten eine verdreckte und erschöpfte, aber angesichts der Umstände trotz allem gefasste Lucie aus der Gefangenschaft befreit. Als sie den primitiven Holzverschlag aufgebrochen hatten, in dem Lucie eingesperrt gewesen war, hatte diese sie angefahren: „Wurde auch Zeit! Verdammt noch mal, warum hat das so lange gedauert?“ Toughe Lucie.

Danach hatte ihnen Lucie Weltliteratur in abgewandelter Form um die Ohren gedroschen: „Ein Königreich für ein Stück Seife.“ In ihrem Hotel hatte Lucie geschlagene zwei Stunden geduscht. Erst danach hatte sie sich in Rabeas Armen ausgeweint.

Die Erinnerung an ihr vergangenes Abenteuer half Rabea, sich wieder zu fangen. Sie schämte sich ein wenig, dass sie sich so hatte gehen lassen: „Kannst du dich erinnern, Lucie, damals in Beirut, deine Duschorgie im Hotel? Soll ich dir was sagen? Du bist die Kernseife meiner Seele.“

Lucie drückte Rabea nochmals fest an sich und stand auf, um für sie ein Kleenex aus der Box zu fischen.

„Sag, wie geht es Jules? Hast du in letzter Zeit etwas von ihm gehört?“, fragte Rabea, während sie sich ihre Augen abtupfte.

„Ja, natürlich. Wir telefonieren regelmäßig. Er hat es übrigens geschafft. Vor zwei Jahren hat er seinen Friseursalon in München eröffnet. Typisch Jules, alles orientalisch-puffig, mit viel Rot und Plüsch. Ich war bei der Einweihungsparty dabei. Ein irrer Almauftrieb. Jules ist ganz der Alte und hat schon wieder überall seine Netze gespannt. Es wird nicht mehr lange dauern und Udo Walz bekommt ernsthaft Konkurrenz.“

Jules, dachte Rabea. Was für ein Glückstag, als sie ihm in einem kleinen Fotogeschäft in Beirut begegnet war. Der Besitzer hatte versucht, sie mit einem horrenden Preis für einen neuen Film übers Ohr zu hauen. Rabea hatte lautstark mit ihm gestritten, obwohl keiner ein Wort vom anderen hatte verstehen können, als eine Stimme in ihrem Rücken in einem Deutsch mit leicht französischem Akzent gefragt hatte: „Kann ich der Mademoiselle vielleicht behilflich sein?“

Der Mann hatte nur wenige Worte zu dem plötzlich devot wirkenden Ladenbesitzer gesagt und schon hatte der Film zu einem akzeptablen Preis den Besitzer gewechselt.

So hatte Rabea Jules Lafitte kennengelernt. Jules hatte sich als Barbier vorgestellt und schien Gott und die Welt zu kennen. Rabea war dabei aufgefallen, dass er es für einen einfachen Barbier meisterlich verstand, sich überall Respekt zu verschaffen. Sie hatten sich angefreundet. Jules hatte Rabea und Lucie auf weite Ausflüge in die Wüste mitgenommen, wo er ihnen längst vergessene Ausgrabungsstätten zeigte. Gemeinsam mit ihm besuchten sie Restaurants, die sonst nie ein Tourist zu sehen bekam und in denen sie die köstlichsten orientalischen Spezialitäten probierten.

Eines Morgens hatte sich Lucie in einen Schleier gehüllt und im Hotel zu Rabea gesagt, dass sie nur ein wenig Obst vom nahen Markt besorgen wolle. Als sie nach zwei Stunden immer noch nicht zurückgekehrt war, hatte Rabea besorgt Jules angerufen. Das war der Moment, in dem die Stunde ihres neuen Freundes geschlagen hatte und sich seine eigentliche Tätigkeit gezeigt hatte.

Seine Brötchen als Barbier verdiente er sich nur zur Tarnung. Jules Lafitte war in Wirklichkeit Geheimpolizist im Range eines Majors, sein Spezialgebiet der Waffen- und Drogenschmuggel. Jules hatte gleich den richtigen Verdacht: Nach wie vor blühte in Beirut im Verborgenen der Mädchenhandel. Er vermutete, dass Lucie entführt worden war, um im hintersten Orient in einem Harem zu verschwinden. Die schöne Europäerin mit den weizenblonden Haaren würde eine sagenhafte Summe auf dem verbotenen Markt einbringen. Jules hatte sofort alle Hebel in Bewegung gesetzt, aber trotzdem hatte es fast drei Tage gedauert, bis er die junge Frau endlich in einem Verschlag hinter dem Haus eines Sklavenhändlers aufgespürt hatte.

Rabea und Lucie hatten sich von dem überstandenen Abenteuer im Haus von Jules' Mutter erholt. Beinahe sechs Wochen blieben sie dort. Jules brachte ihnen einige, wie er es nannte, „Überlebenstricks“ bei. Unter anderem lernten sie, was man mit einer simplen Haarnadel anstellen konnte. Damit Handschellen, einfache Tür-, Wagen- und Vorhängeschlösser zu öffnen, war nur eine Sache. Man konnte sie auch als versteckte Waffe benutzen, um sie einem Angreifer ins Auge oder Ohr zu stechen – auch wenn Rabea und Lucie allein der Gedanke daran schaudern ließ.

Jules erwies sich als unerbittlicher Lehrmeister. Er ließ sie so lange an einer Puppe auf seiner Dachterrasse üben, bis er mit dem Ergebnis seines Trainings zufrieden war.

Jules' verwitwete Mutter Daria, eine immer noch ansehnliche Frau Mitte fünfzig, die ebenso zu viel Schminke auflegte, wie sie zu viel schwatzte, hatte die beiden jungen Deutschen in der Hoffnung

aufgenommen, dass vielleicht endlich eine Schwiegertochter in Sicht wäre, auch wenn sie blond oder rothaarig oder deutsch oder beides war ... Immerhin hatte ihr Sohn die dreißig schon überschritten. Nichts wünschte sie sich sehnlicher als endlich ein Enkelkind – außer vielleicht zwei Enkelkindern.

Was Jules' Mutter nicht wusste und nicht einmal glauben würde, wenn der Iman ihrer Moschee es ihr schriftlich bestätigen würde, war, dass Jules Lafitte, ihr einziger Sohn und Augapfel, homosexuell war.

Jules verbarg es derart geschickt, dass nicht einmal Lucie den geringsten Verdacht gehegt hatte. Nur Rabea, mit dem feinen Gespür der Außenseiterin für einen Außenseiter, hatte bald nach ihrer ersten Begegnung eine leise Vermutung gehabt. Später, als die beiden durch Lucies Entführung und die damit gemeinsam verbrachten Tage vertrauter miteinander geworden waren, hatte sie es gewagt, Jules vorsichtig auszuhorchen.

Er hatte ihr schließlich sein Dilemma gestanden: Seit fünfzehn Jahren lebte er unter dem Damoklesschwert, eines Tages entlarvt zu werden. Falls seine Veranlagung ans Licht käme, könnte dies für Jules als Muslim und Staatsbeamten gefährliche Folgen haben. Er würde seine Arbeit sowie sein Ansehen verlieren, vermutlich sogar sein Leben. Darum erwog er, in ein toleranteres, europäisches Land auszuwandern. Er hatte einiges an Geld von seinem Vater, einem französischen Tuchhändler, geerbt. Zudem sprach er fließend Französisch, Englisch und Deutsch. Jules hatte Rabea stundenlang über Deutschland ausgefragt.

Rabea hatte Jules – unter dem Gesichtspunkt seiner Veranlagung – die Bundeshauptstadt Berlin ans Herz gelegt: „In Berlin ist sogar der Bürgermeister homosexuell, Jules.“ Rabea hatte im Bezirk Pankow seit vier Jahren ihre kleine Wohnung.

Aber Jules hatte sich letztendlich für München entschieden.

„Übrigens“, meinte Lucie kichernd. „Weißt du, wie er seinen Friseursalon genannt hat? Halt dich fest! Ich habe mir vor Lachen beinahe ein paar Rippen angeknackst: *Der Bayer von Sevilla*.“

„Ist nicht wahr, passt aber zu unserem Sprachgenie“, gluckste Rabea. So viel wie heute hatte sie in den letzten Monaten nicht gelacht. Noch am Morgen im Flugzeug hatte sie ihre Stirn an die kühle Fensterscheibe der Kabine gepresst und überlegt, ob sie sich nach den Erlebnissen in Bagdad je wieder unbeschwert fühlen könnte. Nun reichte schon ein einziger Morgen mit Lucie, um einige der fahlen Gespenster in ihrem Kopf zusammenschrumpfen zu lassen.

Unvermittelt klang aus dem Badezimmer ein lautes „Mist“ herüber.

Offenbar verlief Lukas' Rasur nicht nach Plan. Lucie und Rabea prusteten erneut los und das letzte Stück Spannung in der Küche löste sich zusammen mit Lukas' Rasierschaum auf.

Weiterhin kichernd stand Rabea auf. Sie schlenderte zur Küchentheke, um sich im blitzenden Edelstahltoaster zu mustern. Sie sah furchtbar aus. Heute Morgen hatte sie sich extra ihre Wimpern dunkel getuscht, doch jetzt war die Tusche verschmiert.

Lucie meinte nicht gerade zimperlich: „Weißt du, wie du aussiehst mit deiner blassen Haut und der verschmierten Tusche? Wie jene mystische schwarze Krähe, die zwischen den Welten auf die Seelen der Untoten wartet.“

„Vielen Dank dafür, *Freundin*. Sonst noch was Nettes?“, erwiderte Rabea spitz und schnitt Lucie eine Grimasse. „Apropos, Seele zwischen den Welten. Träumt Lukas immer noch von dieser gefolterten Frau?“ Da Lukas dieser wiederkehrende Alptraum seit seiner frühesten Jugend verfolgte, hatte er ihnen irgendwann davon erzählt.

„Ja. In letzter Zeit sogar noch häufiger. Und die Träume haben seit dem Mord an unserem Onkel Franz an Intensität zugenommen. Das ist auch der Grund, warum ich hier bin. Ich habe in den letzten Wochen selbst mehrere Male von der jungen Frau geträumt. Du weißt ja, wie eng Lukas und ich miteinander verbunden sind. Ich glaube, weil er diese Albträume so intensiv hat, sind sie nun auch auf mich übergelassen. Ich habe es Lukas nicht erzählt, damit er sich nicht noch mehr Sorgen macht. Aber ich dachte mir, es wäre eine gute Idee, bei ihm nach dem Rechten zu sehen. Eigentlich darf man das nicht sagen, aber mir kam der Tod des Papstes in diesem Jahr äußerst gelegen. Als Lukas im Februar wegen seiner Dissertation nach Rom kam, waren der Vatikan, alle Kollegien und Gästehäuser durch die aus aller Welt angereisten Geistlichen überfüllt. Nur deshalb hat Lukas die Erlaubnis erhalten, ausnahmsweise in der Wohnung unserer Eltern zu verbleiben, wo ich jetzt auf ihn aufpassen kann. Aber ich glaube, er kommt gleich, reden wir nachher weiter. Was hältst du von einem Bummel durch die Innenstadt? Ich zeige dir, wo es das beste Eis Roms gibt. 96 Sorten! Lukas hat sie schon alle durch, ich arbeite noch daran. Er wird gleich verschwinden, dann kannst du dich frisch machen und duschen. Ich räume inzwischen den Tisch ab“, schlug Lucie vor.

Rabea verdrückte sich nicht ungerne in Lucies Schlafzimmer, das sich die jungen Frauen die nächsten Wochen teilen würden. Eine Dusche war bitter nötig. Sie hatte nicht vor, Lukas als lebender Rabe aus dem Reich der untoten Seelen über den Weg zu laufen.

Neben dem Doppelbett erwartete sie ihr einziges Gepäckstück, eine schwarze Reisetasche. Im Gegensatz zu ihrer extravaganten Handtasche wirkte sie schäbig. Aus gutem Grund. Bei ihren Reisen in vom Krieg verwüstete Landstriche hatte Rabea ihre Nächte oft genug fernab jeglicher Zivilisation verbracht. Keine Lagerstatt, von mottenzerfressenen Matratzen über einfache Decken, Strohsäcke oder auch nur die blanke Erde unter freiem Himmel, war ihr fremd. Leider war manch einem am Rand der Zivilisation des Öfteren auch der Sinn für das Eigentum anderer fremd, sodass Rabea häufig die Erfahrung durchwühlter oder gestohlener Gepäckstücke gemacht hatte. Seitdem verreiste sie lediglich mit der alten Tasche, in der sich nie mehr als ein paar Shorts, T-Shirts und Jeans befanden. Dennoch hatte sie selbst diese Sachen oft genug ersetzen müssen.

Aus Gewohnheit hatte Rabea auch diesmal nicht viel eingepackt. Ihre Jeans und mehrere einfache T-Shirts und, als einzigen Tribut an Rom, ein schwarzes, rückenfreies Kleid. Das Kleid besaß sie bereits seit mehr als drei Jahren, hatte es aber noch nie getragen. Eigentlich hatte sie es nur aus einem Impuls heraus in die Tasche gesteckt. Sie fragte sich jetzt, ob der Impuls Lukas von Stetten hieß?

Sie drehte sich um; der verspiegelte Schlafzimmerschrank warf ihr Bild gleich mehrfach zurück. In ihrem Rücken befand sich das Fenster, durch das die Morgensonne zaghaft hereinblinzelte. Die junge Frau musterte sich kritisch. Für ihre zarte Statur besaß sie einen üppigen Busen. Sie fuhr ihre Konturen von der Brust bis zur Hüfte mit den Händen nach. Zu dünn war sie auch. Seit Bagdad hatte sie keinen Appetit mehr, alles schmeckte schal, sie hätte ebenso gut Sand essen können, ohne den Unterschied zu merken.

Sie beugte sich dem Spiegel entgegen und betrachtete ihr schmales Gesicht. Mit den Fingerspitzen glättete sie ihre rötlichen Augenbrauen und kam zu dem Schluss, dass das Schönste an ihr immer noch ihr Haar war. Ein wahrer Königinnenschmuck. Hexenhaar, hatten die Kinder in der Schule gerufen. *Feenhaar*, hatte Lukas es genannt. Später, in der Zeit ihrer Liebe, hatte er sich stundenlang damit beschäftigen können. Er hatte es durch seine Finger gleiten lassen, es liebkost und sein Gesicht darin geborgen.

Einmal, bei einem Auftrag in Afghanistan vor zwei Jahren, war sie drauf und dran gewesen, es sich abzuschneiden. Wegen der strengen religiösen Vorschriften der Taliban durfte eine Frau keine Haare zeigen, nicht einmal eine Strähne, sodass Rabea jeden Morgen kostbare Minuten damit vergeudete, ihre Haare unter der Burka, dem traditionellen afghanischen Gewand, das die Frau von Kopf bis Fuß verhüllte, zu bannen. Der ewige Kampf mit dem mobilen Frauenkerker, wie sie ihn bei sich getauft hatte, hatte sie schließlich so genervt, dass sie eine Art Friseur ausfindig gemacht hatte, um sich einen pflegeleichten Kurzhaarschnitt zuzulegen. Sie saß bereits auf dem improvisierten Friseurstuhl eines Barbiers und beobachtete ihn im blinden Spiegel dabei, wie er mit zahnlosem Lächeln ihren Zopf befügte, als sie mit einem Mal Panik überkommen hatte.

Plötzlich erschien es ihr wie ein Frevel, sich von ihrem Haar zu trennen, als würde sie nicht nur ihre Haare abschneiden, sondern damit auch ihre somatische Verbindung zu Lukas durchtrennen, als wäre ihr Haar das Bindeglied zwischen ihr und ihm, eine Lebensader, durch die das Herzblut ihrer Liebe floss. Sie war von dem wackeligen Stuhl aufgesprungen und geflohen, als wäre der Teufel hinter ihr her.

Mit einer brüskten Bewegung schleuderte sie den Zopf samt dieser Erinnerung auf ihren Rücken und packte ihre Reisetasche aus.

Inzwischen machte sich Lucie in der Küche Gedanken über ihren Bruder. *Wie er wohl die nächsten Wochen mit Rabea unter einem Dach überstehen würde?* Dass es nicht ohne die eine oder andere Blessur abgehen würde – und dies im wahrsten Sinne des Wortes – bewies die Beule auf seiner Stirn.

Zu spät meldete sich in Lucie der leise Zweifel, ob es tatsächlich eine so gute Idee gewesen war, Rabea spontan in die Wohnung einzuladen. Lucie kannte ihren Bruder. Er war ihr Zwilling, sie konnte seine beruhigende Präsenz spüren, selbst wenn sie hunderte von Kilometern voneinander entfernt waren, und seine Gefühle nachempfinden. Daher wusste sie, dass die unerwartete Begegnung mit Rabea ihn weit mehr aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, als sie je vermutet hätte. Es behagte ihr nicht. Lukas arbeitete an seiner Dissertation; er benötigte dazu Ruhe und seine gesamte Konzentration. Jedoch, aus eigener Erfahrung, gewachsen aus mehr als zwanzig Jahren Freundschaft mit Rabea,

wusste Lucie, dass niemand mehr Durcheinander anrichten konnte als Rabea. Sie war der Antipode jeglicher Ruhe und Konzentration.

Lucie hatte das Thema „Lukas“ vor Rabeas Besuch bei ihrem letzten Telefonat vorsichtig angesprochen, jedoch hatte ihr Rabea glaubhaft versichert, dass sie momentan ganz andere Sorgen hätte als eine vergangene Jugendliebe. Lucie kannte nun Rabeas „andere Sorgen“, trotzdem hatten ihre feinen Antennen heute etwas aufgefangen. Und Rabea hatte es selbst zugegeben, dass sie Lukas nach wie vor liebte. Lucie befürchtete, ihrem Bruder hübsch etwas eingebrockt zu haben. Sie seufzte aus tiefstem Herzen.

„Hey Schwester, was machst du für ein Gesicht?“ Unvermittelt war das Objekt ihrer Gedanken neben ihr aufgetaucht. Zu der Beule auf der Stirn hatte sich nun ein Pflaster am Kinn gesellt, auf dem sich mittig ein Blutfleck ausbreitete.

„Oje, was hast du jetzt wieder angestellt?“ Lucie zwickte ihn in die Wange. Das Pflaster am Kinn erklärte zumindest sein lautes „Mist“ von vorhin.

Mit dem Zeigefinger tastete Lukas danach. „Zu dumm, es will einfach nicht aufhören zu bluten.“

Lucie hatte einen Eiswürfel aus dem Gefrierfach geholt. Sie tippte ihrem Bruder auf die Schulter, zog das Pflaster ruckartig von seinem Kinn und drückte sofort den Eiswürfel darauf.

„Autsch“, entrüstete sich ihr Bruder.

„Sei keine Memme! Das stillt die Blutung.“ Innerlich nahm sie sich vor, das Thema „Lukas“ mit Rabea nochmals ernsthaft zu besprechen. Fakt war, dass sich ihre Freundin kaum eine Stunde im Haus aufhielt und schon wies ihr Bruder eine Beule und eine Schnittwunde auf. Derselbe Gedanke schien diesem eben auch gekommen zu sein.

Er schimpfte: „Da bin ich seit sechs Monaten in Rom, habe eine wichtige Unterredung und wie sehe ich aus? Wie nach einer Wirtshausschlägerei! Ich werde einen schönen Eindruck hinterlassen.“ Fast sofort biss sich Lukas auf die Zunge, beinahe hätte er verraten, dass er sich später mit dem Generaloberen traf. Doch Lucies Antwort zeigte ihm, dass sie glaubte, er hätte auf seinen Besuch im Vatikan angespielt. „Ach, komm schon! Falls dich der oberste Bücherwurm danach fragt, erzähl ihm einfach, du trainierst zurzeit ein paar Straßenjungen in Selbstverteidigung, dann stehst du auch noch gut da.“

Lukas bedachte seine Schwester mit einem amüsierten Blick. „Also wirklich, Lucie. Du hast mir gerade empfohlen, einem Superior frech ins Gesicht zu lügen.“

„Ach so, du willst ihm die Wahrheit erzählen? Wie wäre es damit: *Tut mir leid, Exzellenz, aber meine Jugendfreundin hat mich heute nackt in der Dusche überrascht. Da bin ich ausgerutscht und dabei ist mir die Duschstange auf den Kopf gefallen?* Außerdem“, fügte Lucie hinzu, „unser Onkel Franz hat in seiner Jugend selbst geboxt. Und der war immerhin Bischof.“

„Bitte Lucie, musste das jetzt sein?“ Gequält blickte er seine Schwester an. Mit der unbedachten Erwähnung des jüngeren Bruders ihres Vaters hatte sie ungewollt eine schmerzhaft und frische Wunde angerührt.

„Tschuldigung“, murmelte Lucie zerknirscht und biss sich auf die Unterlippe.

So gut er es vermochte, zwang sich Lukas, die Erinnerung an den sinnlosen Mord an seinem Onkel aus seinen Gedanken zu verbannen, zumindest tagsüber. Nachts war er ihr hilflos ausgeliefert. Er hatte die Identifizierung seines Onkels vornehmen müssen, weil er auf dessen drängenden Wunsch hin genau an jenem Tag im Mai nach Bamberg gereist war, als man den Ermordeten aufgefunden hatte. Am Telefon hatte ihm sein Onkel partout nicht verraten wollen, warum er seinen Neffen so dringend zu sich gebeten hatte.

Seitdem überfiel ihn das Bild des Toten jede Nacht mit apokalyptischer Wucht. Franz von Stetten, Bischof von Bamberg, war einem beispiellos barbarischen Akt der Grausamkeit zum Opfer gefallen.

Jedes Mal, wenn Lukas daran dachte, schien ihm, als würde ein eisiger Dämon nach seinem Herzen fassen. Unbarmherzig griff er nach seinem kostbarsten Gut: seiner reinen Liebe zu Gott und Jesu Christi. Tag für Tag marterte er sich seitdem mit Fragen, die er als Seelsorger von trauernden Hinterbliebenen kannte: Wie konnte ein barmherziger Gott zulassen, dass ein Mensch wie der Bischof, der sein Leben dem Guten gewidmet hatte, einen so furchtbaren und unwürdigen Tod sterben musste? Welchen Platz konnte eine solche Tat in Gottes großem Plan einnehmen? Doch die quälendste aller Fragen, die er sich selbst stellte, war: *Weshalb wurde der Bischof für etwas bestraft, das er, Lukas, getan hatte?*

Seit sechs Jahren lastete ein Geheimnis auf seiner Seele: Er, Lukas von Stetten, hatte versucht, Gott zu täuschen. Damals, als er beschloss, dem Jesuitenorden beizutreten und sein Leben dem Leib Jesu

Christi zu weihen, geschah dies nicht aus seinem ureigensten Wunsch heraus. Vielmehr war es eine Kurzschlusshandlung gewesen, genährt durch ein Gefühl der Wut und Enttäuschung, von der Liebe seines Lebens betrogen worden zu sein. Und, er machte sich hier selbst nichts vor, er hatte es auch getan, weil er wusste, wie sehr er *sie* damit verletzen würde.

Aber Gott hatte seine Absichten durchschaut und sich nicht damit zufriedengegeben, nur seine zweite Wahl gewesen zu sein. Die Buchhaltung Gottes kennt keine offenen Rechnungen und hat die Geduld der Ewigkeit auf ihrer Seite; sie vergisst niemals, irgendwann wird mit Zinseszins eingetrieben.

Ausgerechnet sein Onkel Franz, Bischof von Bamberg, dieser grundgütige, feine Mensch, dessen Herz so groß und weit war, dass seine Liebe alle Menschen dieser Erde erfasste, hatte für seine, Lukas von Stettens, offene Rechnung bezahlt. Und die Währung war die höchste überhaupt gewesen: sein Leben.

Franz war seit Lukas' Kindheit mehr als bloß sein Mentor gewesen, er hatte beinahe die Stelle eines Vaters für ihn eingenommen. Seine Mutter hatte ihre drei Kinder meist den wechselnden Kindermädchen überlassen; ihren Vater Heinrich, der das erfolgreiche Firmenimperium leitete, sahen er und seine Geschwister eher selten.

Stundenlang hatten sich Onkel und Neffe mit der Ahnenforschung beschäftigt. Niemand hatte bisher das Geheimnis der genauen Herkunft der von Stettens gelöst. Der erste Stetten, Alexander, war Ende 1778 wie aus dem Nichts in Nürnberg aufgetaucht. Er war gebildet und kultiviert, sah gut aus, und, vor allem, war er sagenhaft reich gewesen, sodass er sich in die alteingesessene Patrizierfamilie Haller von Hallerstein hatte einkaufen können und die einzige Tochter des Hauses ehelichte. Auf Vermittlung der von Hallersteins hatte er von Kaiser Franz II. ein Adelspatent erworben und sich fortan *von* Stetten genannt. Die Verbindung zu den von Hallersteins war vermutlich mit ein Grund, warum die Spekulationen über einen Familienschatz niemals verstummt waren.

Als am 09. August 1796 die französische Revolutionsarmee Nürnberg besetzte, war es ein Oberst Johann Haller von Hallerstein gewesen, der am Morgen desselben Tages die wertvollen Insignien des deutschen Kaisertums in Sicherheit gebracht hatte.

Alexander von Stetten hatte seinen Reichtum geschickt eingesetzt, in Bergbau und Schiffe investiert und war früh in den Handel mit den neuen Vereinigten Staaten von Amerika eingestiegen. Das, was Bischof und Neffe besonders an ihm faszinierte, war, dass er, obwohl sich Nürnberg bereits 1529 als Luther-treu und damit protestantisch erklärt hatte, hartnäckig auf seinem Katholizismus beharrt hatte – zu jener Zeit nicht ungefährlich. Aus der Ehe Alexanders waren mehrere Kinder hervorgegangen, von denen jedoch nur zwei Söhne überlebt hatten.

Der jüngere der beiden hatte eine erfolgreiche Kirchenlaufbahn eingeschlagen, wie ein junger Mann in beinahe jeder Generation der von Stettens. Besonders gerne hatten Onkel und Neffe über den verschollenen Familienschatz spekuliert. Die Spekulationen hatte der Bischof 1963, als junger Theologiestudent, selbst angefacht: Er hatte in der Bibliothek in einer alten abgegriffenen Bibel einen Feldpostbrief aus dem Jahre 1916 gefunden. Er war Ende Juni in Frankreich während der Schlacht von Verdun von seinem Urgroßvater, Major Ferdinand von Stetten, an seine Frau Edith aufgegeben worden. Der Brief schloss mit dem Postskriptum: „Hinterlege den Umschlag für Heinrich beim Notar!“

Der junge Franz war überzeugt, hier auf einen Hinweis auf das Familienvermächtnis gestoßen zu sein. Der Gedanke an den Umschlag und seinen Inhalt ließ ihn Zeit seines Lebens nicht mehr los.

Auch sein älterer Bruder Heinrich wurde vom Schatzfieber gepackt und zusammen trugen die beiden Brüder alle überlieferten Familiendaten sowie Informationen aus der Zeit vor und während des Ersten Weltkrieges zusammen. Am Ende waren sie, ohne es zu wissen, der Wahrheit ziemlich nahegekommen. Sie vermuteten, ihr Urgroßvater Ferdinand, ein Soldat, der seit zwei Jahren die Schrecken des Ersten Weltkrieges erlebte, habe damals dem Schlimmsten ins Auge gesehen: Dass er aus dem Krieg nicht zurückkehren könnte. Beider Eltern waren bereits verstorben und es gab sonst keine Verwandten. Wollte er deshalb, dass der Umschlag für seinen kleinen Sohn und einzigen Erben bei einem Notar hinterlegt wurde, damit er keinem Fremden in die Hände fallen konnte, da ansonsten das Familiengeheimnis offenbart werden würde? Leider ergaben ihre weiteren Nachforschungen, dass der Notar der Familie ihren Großvater nur um zwei Jahre überlebt hatte und das gesamte Notariat mit allen Dokumenten bei einem Großbrand Ende 1918 vernichtet worden war.

Obwohl die beiden Brüder nicht nur die Bibliothek, sondern die gesamte Villa von oben bis unten auf den Kopf gestellt hatten, hatten sie keine weiteren Hinweise finden können.

Aber Lukas und seinen Onkel verband noch mehr: Neben ihrer Begeisterung für altgriechische Philosophie studierten sie die verschiedensten Strömungen des Glaubens, vom Judentum über die Essener, Gnostiker und Albigenser.

Das Fundament, auf dem von Stettens Glauben und Weltbild ruhte, hatte sein Onkel Franz geschaffen. Sein furchtbarer Tod war wie ein tonnenschwerer Felsen auf dieses Fundament geprallt und hatte es in seinen Grundfesten erschüttert. Die offizielle Version hatte gelautet, der Bischof sei einem tragischen Raubmord zum Opfer gefallen. Was insofern der Wahrheit entsprach, als die Täter gründliche Arbeit geleistet hatten und nur die kostbarsten Gegenstände und die wertvollsten antiquarischen Bücher seiner privaten Bibliothek mitgenommen hatten – und dabei enormes Fachwissen bekundet hatten.

Wovon die Öffentlichkeit jedoch nie ein Wort erfahren durfte, war, dass der Bischof Opfer eines schrecklichen Ritualmordes geworden war.

Der oder die Täter hatten mit Kreide ein Kreuz auf den Boden gezeichnet und, in Nachahmung der Kreuzigung Jesu, den armen Mann nackt an den Holzfußboden seines Arbeitszimmers genagelt. Dazu hatten die Täter lange antike Eisennägel benutzt. Was den Schluss nahelegte, dass Überfall und Mord von den Tätern bis ins Detail geplant worden waren. Denn welcher Einbrecher führte derartige Nägel mit sich? Der oder die Mörder hatten dem Bischof zudem die Ohren abgeschnitten und mitgenommen. Als letzten unmenschlichen Akt hatten sie ihn entmannt.

Zu den Merkwürdigkeiten, die dem Gerichtsmediziner auffielen, gehörte, dass diese Verstümmelungen den Tatort in ein blutiges Schlachtfeld hätten verwandeln müssen. Tatsächlich fanden sich kaum Blutspuren. Die furchtbare Tat war pedantisch, sauber und mit medizinischer Akribie durchgeführt worden. Die Polizei stand vor einem Rätsel. Die Täter hatten fette Beute gemacht. Wozu diese grausame Folter? Hofften sie, aus dem Bischof noch mehr herauszupressen? Oder waren die Mörder pervertierte Priesterhasser mit medizinischer Ausbildung, die aus reinem Sadismus folterten?

Bisher war keiner der gestohlenen Gegenstände bei den der Polizei bekannten, einschlägigen Hehlern aufgetaucht, was die Aufklärung zusätzlich erschwerte.

Heinrich von Stetten, der Bruder des Bischofs, hatte eine hohe Belohnung auf die Ergreifung der Täter ausgesetzt. Daraufhin waren viele Anrufe bei der neu gebildeten Sonderkommission *Kreuz* eingegangen, aber jede einzelne Spur verlor sich im Nichts.

Es gab nur einen einzigen Anhaltspunkt, bei dem der leitende Ermittler nicht einmal sicher war, ob dieser überhaupt als solcher zu bewerten war. Der Bischof wurde am Abend seines Todes von seinen Mördern an seinem Schreibtisch überrascht, als er gerade seine Sonntagspredigt ausarbeitete. Er musste sofort geahnt haben, dass er sterben würde, denn er hatte auf dem Blatt als letzte Botschaft ein einzelnes, riesiges „X“ hinterlassen, als würde er den Text komplett austreichen wollen.

Wegen der Schwere des Verbrechens und der Prominenz des Opfers hatte man schließlich auch das BKA um Amtshilfe gebeten und den Entwurf der Predigt von Spezialisten analysieren lassen. Aber keiner der Experten konnte einen Zusammenhang zwischen der unvollendeten Predigt und dem Tod des Bischofs herstellen. Sie waren sich nur über eines einig: dass das X entweder für die römische Zehn oder, wie so oft, als Synonym für ein Rätsel oder ein Geheimnis stand; dass es eventuell das keltische Zeichen für Mann und Frau bedeuten konnte, schlossen sie unisono aus. Und damit endete ihr Latein.

Was die Kryptologen nicht ahnen konnten: Die letzte Botschaft des Bischofs war für eine einzige Person gedacht, seinen Neffen Lukas, der sich auf dessen dringende Bitte hin auf dem Weg nach Bamberg befand. Bischof und Neffe hatten während Lukas' Kindheit eine Art Geheimsprache benutzt. So stand das X tatsächlich meist für ein Rätsel oder ein Geheimnis.

Es hatte aber auch noch eine weitere, triviale Bedeutung gehabt: „Mund halten!“ Dem jungen Lukas war oft das Herz übergesprudelt und er hatte ausschweifende Vorträge über christlich-mythische Themen gehalten. Der Bischof hatte ihm dann durch ein Zeichen, dem Überkreuzen seiner beiden Zeigefinger, mitgeteilt, dass er zum Ende kommen sollte.

Obwohl Lukas wusste, wofür das X stand, nützte es ihm nicht, seine Bedeutung zu verstehen. Er glaubte nicht, dass der Bischof es nur zufällig auf das Blatt gemalt hatte. Sein Onkel war ein Mann gewesen, der stets an eine Bestimmung im Leben jedes Menschen geglaubt hatte; er hatte diese letzte Botschaft seinem Neffen sicher nicht ohne Grund hinterlassen. Was wollte er ihm mitteilen? Dass er von einem Geheimnis wusste, aber er, Lukas, den Mund halten sollte? Lukas wusste jedoch von keinem Geheimnis. So mündete jeder Gedanke in einer Sackgasse.

Es würde noch eine Weile dauern, bis der junge Mann die wahre Bedeutung der Botschaft begreifen würde.

Die Boulevardpresse hatte sich wie Aasgeier auf die Nachricht des gewaltsamen Todes des populären Bischofs gestürzt. Sie hatte Gerüchte verbreitet und Spekulationen angestellt – wie jedes Mal, wenn die Umstände eines Todes nicht genau geklärt sind. Raubmord war anscheinend nicht spektakulär genug.

Da sich die Presse von einem langen Gedächtnis und einem gutsortierten Archiv nährte, hatte es nicht lange gedauert, bis die Berichte über den Tod Alexanders von Stetten, dem Neffen des Bischofs, erneut ausgegraben und beide Geschehnisse medienwirksam ausgeschlachtet wurden.

Lukas' Bruder war neun Jahre zuvor bei einem Lawinenunglück in den Schweizer Alpen umgekommen. Eine Zeitung mit fetten Buchstaben hatte sich gar erdreistet, im Zusammenhang mit dem Tod des Erben der Unternehmensgruppe von einem „Von-Stetten-Fluch“ zu sprechen und Parallelen zu den Unglücksfällen der Familien Agnelli und Kennedy hergestellt.

Lukas drängte nun seine düsteren Gedanken gewaltsam zurück und wandte sich seiner Schwester zu. „Ich muss los. Um zehn bin ich mit Pater Simone in der Via Nazionale verabredet.“

Er sah in den zum Ersatzspiegel mutierten Toaster, murmelte: „Ich glaube, es hat aufgehört“, warf den Eiswürfel in die Spüle und wusch sich schnell noch die Hände.

Lucie musterte ihn kritisch. „Warte, Lukas! Ich sage es nicht gerne, aber ich glaube, du musst dich umziehen. Guck mal in den Spiegel, aber diesmal bitte nicht in den Toaster“, ergänzte sie.

„Wieso, was ist denn?“ Lukas blickte an sich herab und drehte den Kopf dabei prüfend von rechts nach links.

„Sieh in den Flurspiegel“, forderte Lucie ihn auf. Der junge Priester musterte sich in dem hohen venezianischen Spiegel, konnte aber nichts Ungewöhnliches an seiner Erscheinung ausmachen.

„Na, Bruder Lukas? Inzwischen eitel geworden? Ist das nicht eine der sieben Todsünden?“, flötete es direkt hinter ihm.

Rabea. Sie hatte sich offensichtlich erholt und zu alter Form gefunden. Oder sie war einfach nur eine gute Schauspielerin.

Sie lehnte in der Schlafzimmertür, einzig bekleidet mit einem an der Brust gerafften Handtuch, auf dem sich lustige grüne Frösche tummelten – keine Frage, dass es Lucie gehörte.

Die junge Frau hatte geduscht und ihr Haar gewaschen. Gelöst und noch feucht fiel es in seidig schimmernden Wellen bis auf ihre Taille herab. Die rotgoldene Mähne umgab sie wie eine Aureole und verlieh ihr erneut den Zauber der Feen, der Lukas bereits in seiner frühesten Jugend in den Bann geschlagen hatte.

Die jähe Erinnerung daran, wie sich ihr Haar angefühlt und wie berauschend es geduftet hatte, traf ihn wie ein Schlag. Ihre Blicke begegneten sich in stummer Zwiesprache im Spiegel; in seinen blauen Augen stand sichtbar der hungrige Ausdruck von Sehnsucht.

Oh, oh, dachte Lucie. Energisch schubste sie ihre Freundin zurück in das Schlafzimmer, schloss demonstrativ hinter ihr die Tür und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Entschuldigend grinste sie ihren Bruder an.

Lukas, der Rabeas halbnackten Auftritt verdaute, bemühte sich, ein möglichst katholisches Gesicht zu machen. Der Eindruck wurde jedoch durch seine rotglühenden Ohrläppchen beeinträchtigt. Hastig wandte er sich wieder seiner Kleidung zu und entdeckte endlich das von Lucie angesprochene Problem: Der schmelzende Eiswürfel hatte sich mit ein wenig Blut vom Kinn vereinigt und einen rosa Fleck auf dem weißen Kollar seines Anzuges hinterlassen.

„Oh nein, unglaublich!“, lamentierte er und trottete in sein Schlafzimmer zurück. In Gedanken bedachte er Rabea mit nicht gerade zarten Liebenswürdigkeiten, schließlich hatte ihre Anwesenheit erst die unglückliche Kettenreaktion von heute Morgen ausgelöst, die bisher nur ein Opfer kannte: ihn, Lukas.

Es war genauso wie früher, als hätte es die letzten Jahre nie gegeben. Kurz streifte ihn der Gedanke, ob es nicht besser wäre, wenn er für die nächste Zeit seinen Freund, Pater Simone, um Asyl bitten würde. An dieser Stelle jedoch meldete sich sein Stolz, weil er sich Rabeas süffisanten Kommentar dazu ausmalen konnte: „Na, Bruder Lukas? Nehmen wir Reißaus? Haben wir Angst vor der Versuchung?“

Bruder Lukas, so hatte sie ihn früher dauernd genannt, obwohl sie genau wusste, dass er es nicht leiden konnte.

Dabei war er am Morgen so zuversichtlich gewesen, dass der heutige Tag besonders gut für ihn werden würde. An Rabea hatte er dabei nicht im Traum gedacht. Wie ein schwerer Stein war sie erneut in die stille See seines Lebens geplumpst und der Strudel des Aufpralles hatte die verschiedensten Empfindungen aufgewirbelt.

Was er jetzt benötigte, war Ablenkung. Die stille Atmosphäre der Einkehr eines Lesesaales, vor allen Dingen die beruhigende Wirkung seines Freundes, dem unerschütterlichen Simone, waren genau das Richtige, um dem Aufruhr in seiner Seele zu begegnen. Sie würden sich auf die Arbeit an seiner Dissertation konzentrieren, danach zu Mittag essen, danach wäre es bereits an der Zeit für seine Verabredung mit dem Pater General.

Ein Blick auf seine Armbanduhr zeigte ihm, dass er los musste, wenn er nicht zu spät kommen wollte. Er rief seiner Schwester und Rabea einen Abschiedsgruß zu und wünschte ihnen einen schönen Tag.

„Hast du nicht etwas vergessen?“ Lucie wedelte mit dem Umschlag des Vatikans. Da sie nichts von Bentivoglios ungewöhnlicher Vorladung wusste, ging sie davon aus, Lukas würde die Vatikanbibliothek aufsuchen. Es missfiel ihm, seine Schwester zu täuschen, aber das Postskriptum seines Ordensgenerals ließ ihm keine Wahl. Mit einem schiefen Lächeln nahm er den Umschlag entgegen. Er eilte mit langen Schritten den Korridor entlang und riss mit Schwung die Wohnungstür auf. Beinahe wäre er mit einer kräftigen Frau zusammengestoßen, die soeben im Begriff gewesen war, zu läuten. Sie strahlte ihn mit ihren großen Zähnen an und im selben Moment erkannte er sie als die holländische Professorin, bei der seine Schwester alte Sprachen studierte.

In letzter Zeit war die Frau meist unangekündigt bei ihnen aufgetaucht und er fragte sich, was Lucie an ihr fand. Die große Holländerin sprach immer ein wenig zu laut und zu schnell und lachte beinahe nach jedem Satz dröhnend. Sie hatte ihre massige Gestalt in ein pinkfarbenes Designerkostüm gezwängt, während üppiger Schmuck Hals und Hände zierte. Eine wandelnde Einladung an jeden Straßenräuber, fand Lukas. Er ließ sich seine Gedanken nicht anmerken, murmelte einen kurzen Gruß und wollte sich schnell an ihr vorbeidrücken.

Doch sie packte ihn mit so festem Griff am Arm, dass es den jungen Mann beinahe zu ihr herumschleuderte. „Pater von Stetten, einen schönen guten Tag wünsche ich Ihnen. Ist das nicht ein wundervoller Morgen für einen Spaziergang? Ich habe uns Cornettis mitgebracht“, trompetete sie und schwenkte eine Papiertüte vor seiner Nase. Ungeniert drängte sie sich an ihm vorbei in die Wohnung. „Ich habe großartige Neuigkeiten für Lucie. Ich habe in Rom endlich ein Studio für Psammo-Therapie entdeckt. Ist das nicht wunderbar?“ Sie schlug ihm kumpelhaft auf die Schulter, sodass von Stetten beinahe in die Knie ging. Er musste sie verständnislos angeblickt haben, denn sie beeilte sich zu erklären: „Ach, wo habe ich nur meinen Kopf. Sie wissen natürlich nicht, was Psammo ist. Wie sollten Sie auch, junger Mann. Psammo ist ein Bad in heißem Sand, das bereits die alten Ägypter schätzten. Man legt sich, nur mit einem Leinenlaken bekleidet, in eine Wanne, die mit auf 50 Grad Celsius erhitzten Sand gefüllt ist. Das ist gut für die Durchblutung und hilft bei Muskelverspannungen. Man fühlt sich danach herrlich. Würde ihnen auch gut tun, mein Junge. Sie machen heute Morgen einen etwas verkniffenen Eindruck.“

Lukas gab sich kurz der angenehmen Vision hin, wie die kräftige Holländerin unter einer enormen Sanddüne begraben wurde.

„Oh, was sehe ich denn da?“ Die Professorin hatte mit scharfem Blick den Umschlag mit dem Wappen des Vatikans in seiner Hand erspäht: „Sie haben auch eine Einladung vom Vatikan zu dem Empfang der südamerikanischen Delegation übermorgen erhalten? Vielleicht sehen wir uns ja dort. Ich würde mich so freuen. Ach, da ist ja meine Kleine.“

Lucie kam mit einem Geschirrtuch in der Hand aus der Küche und blickte Carlotta van Kampen freudig entgegen. Durch das rauschende Wasser hatte sie nicht gleich die Ankunft ihrer mütterlichen Freundin mitbekommen. Während die beiden Frauen sich mit einer herzlichen Umarmung begrüßten, verabschiedete sich Lukas hastig.

Nicht zum ersten Mal fragte er sich, was Lucie an ihr fand. Natürlich war ihm bewusst, dass man Menschen nicht nach ihrem äußeren Erscheinungsbild beurteilen sollte. Aufgrund ihres indezenten Auftretens vergaß man leicht, dass die holländische Professorin van Kampen eine Koryphäe in ihrem Fachgebiet Paläographie, dem Analysieren und Übersetzen frühchristlicher Handschriften, war. Zudem war sie eine renommierte Moralthologin und Dogmatikerin, die gute Beziehungen zum Vatikanstaat unterhielt. Seit Neuestem wurde gemunkelt, der Präfekt der Glaubenskongregation habe sie gebeten, das Vorwort für sein nächstes Buch zu verfassen. Lucie verstand sich prächtig mit ihr,

verehrte sie geradezu. Lukas schüttelte alle weiteren Gedanken an die Professorin ab, schließlich war sie nicht seine Freundin, sondern Lucies, und versuchte sich an seinem Spaziergang zu erfreuen. Er ging oft und gerne zu Fuß, weil er der Meinung war, dass man dabei seine Umgebung viel besser kennenlernte. Außerdem hatte er kein Auto.

Obwohl er den Weg schon viele Male gegangen war, entdeckte er jedes Mal etwas Neues. Das konnte ein Brunnen sein, ein Balkon, besondere Ornamente an einem Palazzo oder eine neue Eisbar. Von Stetten liebte Eis. Ein Genuss, den er sich nur selten versagte. Den Anwohnern in der Via dei Coronari war der Anblick des schlendernden Jesuitenpaters, der ein großes Eis schleckte, bereits bestens vertraut. Er bog ab auf die Piazza Navona mit dem Brunnen Quattro Fiumi, einem der Hauptanziehungspunkte Roms.

Obwohl noch früh am Morgen, herrschte bereits reges Treiben auf der Piazza. Kellner, die Tische abwischten und Stühle rückten, Künstler, die ihre Staffeleien aufbauten, und jede Menge Tauben. Sie alle warteten auf die Touristen, die bald in Scharen die Piazza Navona erobern würden.

Mitte August, kurz vor Ferragosto, auch bekannt als Maria Himmelfahrt, waren die meisten Römer vor der bleiernen Augusthitze ans Meer geflohen. Es blieb nur, wer unbedingt musste. Lukas liebte die Stadt im August, besonders an Sonntagen. Der Verkehr ließ merklich nach und die Stadt kam zur Ruhe. Er verließ die Piazza Navona und erreichte die Via Vittorio Emanuele. Auf der großen Kreuzung, in die mehrere Hauptverkehrsadern Roms mündeten, überfiel ihn mit voller Wucht das Geräuschkaleidoskop des morgendlichen Rom. Die Autos standen Stoßstange an Stoßstange, Hupen kreischten und Taxifahrer brüllten sich die Seele aus dem Leib. Unzählige jugendliche Mofafahrer mit kleinen Rucksäcken auf dem Rücken, aber auch Herren im Anzug und Damen im Kostüm, schlängelten sich halsbrecherisch und doch mit spielerischer Eleganz durch das Chaos.

Lukas hielt kurz inne und ließ seinen Blick über das Durcheinander schweifen, das ihn jedes Mal von Neuem gefangennahm. Wer es zum ersten Mal erblickte, fragte sich unwillkürlich, warum die Kreuzung nicht ständig wegen irgendwelcher Karambolagen verstopft war. Trotzdem passierten in Rom nicht mehr Unfälle als in jeder anderen Großstadt Europas. Direkt gegenüber auf der anderen Seite des riesigen Platzes befand sich das Nationaldenkmal des Vittorio Emanuele. Zwei Soldaten hielten dort beim ewigen Licht Wache für die Gefallenen der beiden Weltkriege. Aufgrund der ausgewogenen Symmetrie der Architektur und der unzähligen Marmortreppen und Säulen hatten die Römer dem Gebäude einen Spitznamen gegeben. Sie nannten es die *Schreibmaschine*.

Geschickt überquerte Lukas den großen Platz. Dass ihm dabei manch bewundernder Blick einer eleganten Römerin folgte, nahm er wie stets nicht zur Kenntnis.

Kurz darauf erreichte er eine kleine Seitenstraße der via Nazionale. Das Antiquariat befand sich im Erdgeschoss eines alten Palazzo.

Sein Freund, der ihn bereits vor dem Gebäude erwartet hatte, kam ihm mit großen Schritten entgegen.

Pater Simone war eine gemütliche Erscheinung, nicht zuletzt seinem wackeren Bauch geschuldet, Pfründen seiner begnadeten Kochkünste. Dass er gerne lachte und Witze riss – vornehmlich Jesuitenwitze, bei denen er auf ein unerschöpfliches Repertoire zurückgreifen konnte – erkannte man gleich an den vielen Lachfältchen um seine Augen. Mit seinen runden Formen und einer natürlich voranschreitenden Tonsur wirkte er fast wie die Inkarnation eines Mönches im Mittelalter, wenn er denn entsprechend gekleidet gewesen wäre. Doch seine Gestalt steckte – wie stets – in auffällig bunter Bekleidung: Das grünorange gemusterte Hemd, das die Ausmaße eines Zirkuszeltens besaß, hing ihm leger über die khakifarbenen Bermudashorts, während seine vom Staub Roms angeschmuddelten Zehen in Birkenstock-Sandalen steckten.

Lukas' Blessuren, die Stirnbeule und der Schnitt am Kinn, dazu die seriöse Aufmachung, registrierte Simone mit einem kaum merklichen Hochziehen seiner Augenbrauen, verkniff sich jedoch eine Bemerkung dazu.

Die beiden Patres begrüßten sich mit einer herzlichen Umarmung. Der kräftige Pater Simone im Touristenlook und der schlanke Pater von Stetten im Priesteranzug bildeten einen bestechenden Kontrast.

„Lukas! Pünktlich auf die Minute. Stimmt es, du hast die Erlaubnis erhalten, die geheime Bibliothek des Vatikans zu durchstöbern?“, fiel Pater Simone gleich mit der Tür ins Haus.

Lukas wunderte sich kurz, da er selbst erst vor einer guten Stunde davon erfahren hatte. Da fiel ihm ein, dass sein Freund gute Beziehungen zum Sekretär des leitenden Bibliothekars pflegte. Einen kurzen Augenblick war er versucht, Pater Simone von der geheimen Unterredung mit dem Pater

General zu erzählen. Vielleicht hatte er auch hierzu etwas gehört? Pater Simone war äußerst beliebt und stets über alles, was im Vatikan und sonst in Rom geschah, auf dem Laufenden. Aber sein Generaloberer hatte ihn ausdrücklich um Stillschweigen angehalten. Außerdem, falls es Neuigkeiten aus dem Borgo Santo Spirito gäbe, würde der redselige Simone sicher bald darauf zu sprechen kommen. Darum nickte er: „Ja, es stimmt. Ich bin schon gespannt darauf, ob ich in den dortigen Schriften etwas entdecken werde, mit dem ich meine Thesen untermauern kann.“

„Tja, es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis ich dich mit *Doktor* anreden muss“, meinte sein Freund mit einem Schmunzeln. „Vielleicht wirst du bald zu Höherem berufen? Als zukünftiger Doktor der Theologie und mit solch klangvollem Namen, wer weiß?“, zog ihn sein Freund auf.

Lukas warf ihm einen schrägen Blick zu. Die kleinen Neckereien wegen seiner anstehenden Dissertation und dem „von“ in seinem Namen waren ein Dauerbrenner zwischen den beiden.

Dabei hatte sein Freund erst im vorigen Jahr einen Dokortitel mit einer Arbeit über sein Spezialgebiet erworben: *Die Reformation, Auslöser des Hexenwahns im Mittelalter, und die spanische Inquisition*. Alle Themen, die mit Folter und Inquisition in Zusammenhang standen, hatten es Pater Simone angetan. Er war sogar bis nach Cordoba in Spanien gereist, um dort eine originalgetreue Folterkammer aus dem 17. Jahrhundert zu besichtigen.

Eben erst hatte er eine Abhandlung über die Entstehung des Buches *Cautio Criminalis*, das 1631 von Friedrich Spee von Langenfeld verfasst worden war, veröffentlicht. Der Jesuit Spee war Humanist gewesen und lebenslang ein vehementer Gegner des Hexenwahns. Lukas bezeichnete die Leidenschaft seines Freundes für Foltermethoden *Pater Simones dunkle Seite*.

Pater Simone entstammte einer einfachen Bauernfamilie, die mit mehr Kindern als Brot gesegnet war, und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Sein Heimatdorf befand sich auf Lampedusa, einer kleinen Insel an der südlichsten Spitze Italiens, nur circa 100 Kilometer von Tunesien entfernt. Lampedusa war gegenwärtig zu trauriger Berühmtheit gelangt, da die Insel immer öfter zur Anlaufstelle afrikanischer Flüchtlinge geworden war, die sich in seeuntüchtigen Booten auf das offene Meer hinausgewagt hatten.

Lukas hatte ihn einmal dorthin begleitet und mit Erstaunen festgestellt, dass Simones Elternhaus auch im Jahre 2009 nicht über eine Heizung verfügte. An den wenigen, kühleren Abenden drängte sich die ganze Familie um den riesigen Kamin aus Vulkangestein in der Wohnküche. Dementsprechend hatte der Kulturschock Pater Simone, als er zur Beerdigung von Bischof Franz als Gast in Lukas' feudalem Elternhaus weilte, kalt erwischt.

So unterschiedlich die gesellschaftliche Herkunft, so innig das freundschaftliche Verhältnis der beiden jungen Männer.

„Kommt, *Pater Dr. von Stetten*“, foppte ihn Simone, „gehen wir rein und arbeiten an deiner zukünftigen Fama. Wir können uns auch gerne erst einen Espresso gönnen. Tatsächlich kommst du mir heute Morgen fahrig vor. Ist was mit dir? Ich spiele damit nicht nur auf deine hübsche Stirn- und Kinnzierde an“, meinte er.

Ohne zu zögern, stimmte Lukas zu; gemeinsam steuerten sie eine Bar an. Sie belegten einen Tisch im Freien. Nachdem sie bestellt hatten und Pater Simone sich einen Bombolone, einen mit Vanillecreme gefüllten Krapfen einverleibt hatte, fasste sich von Stetten ein Herz: „Da ist tatsächlich etwas, das ich dir schon längst hätte erzählen sollen.“ So erfuhr Pater Simone die ganze trübselige Geschichte über Lukas und seine Jugendliebe Rabea. Nur eines verschwieg Lukas seinem Freund: Wie es zu der Trennung gekommen war. Noch immer fiel es ihm schwer, mit jemandem über die größte Enttäuschung seines Lebens zu sprechen. Außerdem befürchtete er, dass Simone sofort den kausalen Zusammenhang zwischen dem Bruch mit Rabea und seinem Eintritt in den Orden wittern würde.

Pater Simone hatte ihm reglos zugehört. Nun nickte er bedächtig und antwortete in Anspielung auf Rabeas Spitznamen für Lukas, den dieser erwähnt hatte: „Das ist ja ein feines Dilemma, *Bruder Lukas*.“ Er seufzte vernehmlich, was sich bei seinem tiefen Bariton wie das Brummen eines Bären anhörte. Er stichelte nach: „Unser seliger Ordensgründer von Loyola wird schon gewusst haben, warum er nach einem einjährigen Experiment keine Jesuitinnen zuließ. *Keine Frau, kein Wort*. Sagte nicht schon Hamlet: *Versuchung, dein Name ist Weib*? Vielleicht solltest du tatsächlich deine Kutte schürzen und dich vom Acker machen? Einen an den Ufern des lockenden Weibes hilflos gestrandeten Mann nehme ich mit Freuden bei mir auf. Aber wie ich dich kenne, wirst du dich der Herausforderung der ewigen Versuchung durch das Weib stellen?“ Pater Simone musterte seinen Freund über den Tisch hinweg.

Dieser zuckte mit den Schultern. „Danke für dein Angebot, aber mit Rabea muss ich selber fertigwerden. Ich kann nur hoffen, dass die nächsten Wochen ohne größere Überraschungen vorübergehen, denn irgendwie glaube ich nicht, dass sie nur zufällig in Rom ist. Und, zu deiner Information“, ergänzte von Stetten freundlich, „bei Hamlet heißt es: *Schwachheit, dein Name ist Weib* und nicht *Versuchung, dein Name ist Weib*. Im Übrigen wird es sich wohl kaum vermeiden lassen, dass du in den nächsten Wochen auf Rabea treffen wirst. Ich weiß, wie neugierig du bist.“

„Wie, ich?“, rief Pater Simone betont unschuldig.

„Ein kleiner Tipp unter Freunden, Simone“, fuhr Lukas unbeirrt fort. „Bitte hüte dich, mit Rabea über tiefeschürfende Themen zu diskutieren. Und weil du gerade deinen geliebten Shakespeare zitiert hast: Verkneif ihn dir bei Rabea, bitte!“

„Was, sie mag William Shakespeare nicht?“, fuhr Simone entrüstet auf, sofort bereit, Rabea mehr zu hassen als den Teufel.

„So würde ich das nicht sagen. Rabea ist vielmehr davon überzeugt, dass Shakespeare nie existiert hat.“

Simone schüttelte sein mächtiges Haupt, dann blieb sein Blick verdächtig lange an der Stirnbeule seines Freundes haften, als suchte er hierin die Erklärung dafür, warum dieser plötzlich zu fabulieren schien.

Lukas beeilte sich anzufügen: „Du glaubst mir nicht. Bitte sehr. Aber dir wird es wie mir und vielen anderen vor dir ergehen. Jede Wette, dass sie sogar dir innerhalb von zehn Minuten weisgemacht hat, dass ein William Shakespeare nie gelebt hat, sondern der Inhaber des Globe Theater in London unter einem Pseudonym alle Stücke verfasst hat. Der Mann hieß Edward Devere, und den gab es wirklich. Sie hat es mir anhand der 150 Shakespeare-Sonetten erklärt, in dem sein Name als Vere oder Uvre oder de Vere auftaucht. Sie hat mir Bücher aufgedrängt, dicke Schinken von Autoren wie Looney und Ogborn. Mir hat danach so sehr der Kopf geschwirrt, dass ich wirklich nicht mehr wusste, was ich glauben sollte. Rabea ist eine Dämonin der Worte. Versuche also nie, sie herauszufordern! Sie kann ihre Version der Vorgänge derart plausibel darstellen, dass man sich nicht mehr erklären kann, warum man je etwas anderes angenommen hatte. Rabea würde noch dem Teufel eine Identitätskrise verpassen. Man kann bei ihr nur verlieren, glaube deinem Freund.“

Pater Simone war dem Vortrag zunächst stirnrunzelnd, schließlich mit einem wachsenden Grinsen gefolgt. „Heureka! Ein redegewandtes und schlaues Weib, den Ufern des Wissens entstieg. Ich kann es kaum noch erwarten, sie kennenzulernen. Das wird spannend.“ Pater Simones Knopfaugen glänzten.

Von Stetten warf ihm einen mitleidigen Blick zu. So wie er wusste, dass sich sein Freund mit Sicherheit nicht an seinen Rat halten und Rabea bei nächster Gelegenheit herausfordern würde, wusste er auch, dass dieser bald durchgewalkt und ausgewrungen kopfüber an Rabeas Leine hängen würde. Jeder, wie er es verdiente. Wenigstens konnte Simone hinterher nicht behaupten, er hätte ihn nicht gewarnt.

Mit einem Blick auf seine Uhr merkte Simone, dass es fast Mittag war: „Komm, ich habe Hunger. Um die Ecke gibt es eine hervorragende Trattoria, die machen die besten Linguini von Rom.“

Von Stetten verspürte keinen Hunger. Zwar hatte es ihn erleichtert, seinem besten Freund sein Dilemma zu schildern, doch sein Unbehagen über die merkwürdige Einladung seines Generaloberen war geblieben.

Sie wechselten in die Trattoria hinüber. Pater Simone hatte nicht zu viel versprochen: Die Linguini waren göttlich, die Pasta al dente und das italienische Weißbrot wurde warm aus dem Forno gereicht. Trotzdem aß Lukas nur ein paar Gabeln voll – zur Freude von Simone, der nach seiner Portion auch Lukas' Teller leerte und den Rest mit Brot austunkte.

Nach dem Essen blieben die beiden noch eine ganze Weile in der Bar sitzen, über die verschiedensten Dinge philosophierend – außer über Frauen.

Allein, von Stettens Arbeit an seiner Dissertation blieb heute auf der Strecke. Ein weiterer Tribut an Rabeas Anwesenheit in Rom.

Zur selben Zeit saß der 29. Generalobere der Jesuiten, Ignazio Bentivoglio, an seinem Schreibtisch aus polierter Eiche in der Generalskurie im Borgo Santo Spirito 4, nahe der Engelsburg.

Als Pater General war er auf Lebenszeit gewählt und trug die Verantwortung für die rund 21.000 Mitglieder der weltweit größten Ordensgemeinschaft der katholischen Kirche. Seinen Sekretär hatte er soeben unter einem Vorwand weggeschickt, um endlich ein paar Minuten für sich allein zu haben.

Der Sekretär war jung und stand noch nicht lange in seinen Diensten. Er war ihm von höchster Stelle empfohlen worden, nachdem sein langjähriger Sekretär und Vertrauter, Pater Bruno Vallone, kürzlich bei einem Verkehrsunfall mit Fahrerflucht umgekommen war. Laut Polizeibericht wurde er spätabends auf seinem Fahrrad angefahren worden.

Bentivoglio vermisste den ruhigen, ausgeglichenen Pater Vallone, der beinahe zwölf Jahre sein Sekretär gewesen und ihm ein echter Freund geworden war.

Der neue Sekretär stellte sich nicht ungeschickt an, war jedoch von brennendem Ehrgeiz beseelt und oft übereifrig, was den siebzigjährigen Pater General über die Gebühren anstrengte. Bentivoglio wusste aus eigener Erfahrung, wie heimtückisch der giftige Stachel des Ehrgeizes wirken konnte. Er würde deshalb ein ernstes Gespräch mit dem jungen Pater führen müssen.

Dies müsste bald geschehen, denn ihm, dem Todgeweihten, blieb nicht mehr viel Zeit. Schweratmend stützte Bentivoglio seinen kahlen Kopf in die Hände. Der Krebs hatte sich in seinem Körper eingenistet und fraß sich mit spitzen Zähnen von innen nach außen. Die furchtbaren Schmerzen erschöpften ihn zusehends. Oft war ihm danach, sich auf dem Boden zu wälzen und seine Pein in die Welt hinauszuschreien.

Mit übermenschlicher Disziplin schaffte er es, Haltung zu wahren und sich in der Öffentlichkeit nichts anmerken zu lassen. Lediglich wenn er sich allein und ungestört wusste, erlaubte er sich einen Moment der Schwäche. Inoperabel, hatte der Arzt diagnostiziert. Er hatte ihm Morphinum dagelassen, für den Fall, dass er die Schmerzen nicht mehr würde ertragen können.

Mit Mühe zog Bentivoglio eine Schublade seines Schreibtisches auf. Da lag es, das Kästchen mit den Spritzen, die die glasklare Flüssigkeit enthielten. Er würde sie nicht anrühren.

Hätte der Pater General die Journalistin Rosenthal heute Morgen gehört, als sie Lukas von Stetten fragte, ob Bentivoglio der Altherrenfluch getroffen hätte, er hätte ihr beigepflichtet.

Er, Bentivoglio, der amtierende Generaloberer der Jesuiten, wusste, die Krankheit war ein Fluch. Sein Fluch ...

Er hatte sich an Gott versündigt. Alles wäre anders verlaufen, wenn er damals stark geblieben wäre und auf seinen Bruder gehört hätte, aber er hatte der Versuchung nicht widerstehen können. So wie der Krebs nun seinen Körper, hatte sein Ehrgeiz vor Langem seinen Geist zerfressen. Gott hatte ihm die schlimmste aller Strafen aufgebürdet. Er hatte ihn in seinen hochfliegenden Plänen unterstützt und mit dem höchsten Amt seines Ordens verhöhnt. Nur damit er umso tiefer fallen konnte. Seitdem er das Amt des Pater General übernommen hatte, durchlebte er jeden Tag seine persönliche Hölle auf Erden.

Kein Tag und keine Nacht, in der ihn nicht das Wissen um seinen Betrug und seine Schuld peinigte. Und doch hatte ihm Gott bisher die nötige Kraft versagt, um diesen Betrug zu bereinigen. Mehr als dreißig Jahre ließ der Herr ihn warten. So waren die Schmerzen, die ihm seine Krankheit bereitete, willkommene Buße, denn er ahnte, die Stunde der Wahrheit, aber auch die Stunde seiner Erlösung rückte näher.

So endete nun alles und begann von Neuem. Dies war sein Golgatha und er würde den Weg des Kreuzes bis zum Schluss gehen. Aber zuvor musste er eine Tat wiedergutmachen, die dreißig Jahre zurücklag.

Es war ein Anruf seines Bruders Guiseppa gewesen, der die Dinge damals ins Rollen gebracht und sein Schicksal für immer verändert hatte.

Im Auftrag Gottes

Spätsommer 1979, Santo Stefano di Sessanio/Mittelitalien

Die Luft flirrte vor Hitze. Das tat sie schon seit Monaten.

Giuseppe Bentivoglio, seines Zeichens Maurer und Vorarbeiter eines kleinen ortsansässigen Bauunternehmens, fluchte und schwitzte. Wütend zerrte er an seinem feuchten Unterhemd. Giuseppe war ein cholerischer, mittelgroßer Mann Ende dreißig. In seiner Heimatregion, etwa 90 Kilometer südlich von Pescara im Landesinneren, hatte es seit drei Monaten nicht mehr geregnet. Alles war dürr, die Felder und Wiesen braun, das Wasser so knapp, dass die Wasserwerke es bereits vor Wochen rationiert hatten. Die örtlichen Bauern fürchteten um ihre Ernte, die in dieser Gegend hauptsächlich aus Safran, Oliven und Wein bestand.

Maledetto Schweinehitze, fluchte Giuseppe und hob hoffnungsvoll den Kopf, um den azurblauen Himmel abzusuchen. Nichts, nicht die Spur einer Wolke. Und dennoch war sich Giuseppe seiner Sache sicher: Da braute sich etwas zusammen. Das sagte ihm sein schmerzendes Bein, das seit einem Sturz vom Baugerüst meteorologisch verlässliche Voraussagen tätigte.

Er stand an der Stirnseite einer rechteckigen Baugrube und überwachte den Aushub für das Schwimmbad. Die Bauherren, ein reiches deutsches Ehepaar, hatte sich die halb verfallene Burg aus dem 12. Jahrhundert als Prestigeobjekt gekauft.

Früher einmal hatte sie einer der einflussreichsten Adelsfamilien Italiens gehört, doch vor mehr als zweihundert Jahren hatte sich hier angeblich eine Familientragödie ereignet; seitdem sollte es in dem alten Gemäuer spuken. Die Gespenstergeschichten hatten die Begeisterung der Deutschen erst richtig angefacht. Sie hatten, wie Giuseppe wusste, einen übersteuerten Preis für das Anwesen bezahlt. Geld schien bei ihnen ohnehin keine Rolle zu spielen. Giuseppe schüttelte den Kopf, als sein Blick die jüngste, extravagante Lieferung streifte: achthundert Quadratmeter antiker Steinplatten aus Frankreich. Als ob sie in Italien nicht viel schönere Platten zu bieten hätten, *davvero!*

Die Anlage war in das natürliche Plateau eines Berges eingebettet, der wirkte, als hätte in grauer Vorzeit ein Riese ein Stück mitten herausgerissen. Im Rücken wurde die Burg durch eine fast senkrecht aufragende Felswand geschützt. Circa neunzig Hektar, überwiegend Wald, aber auch Olivenhaine und verwilderte Weinberge, gehörten zum Besitz. Das Plateau erstreckte sich dreihundert Meter über die gesamte Breite. Wegen des erwarteten Einsatzes schwerer Baumaschinen war der ursprüngliche Pfad zu Beginn der Bauarbeiten befestigt und asphaltiert worden.

Der dunkle Straßenwurm, der sich nun statt des sich früher friedlich in die Landschaft einfügenden Weges entlangwand, wirkte fremd und mochte nicht recht zur stillen Harmonie des Ortes passen. Jedes Jahr war das Anwesen vom Frühsommer bis zum Herbst von blühenden Kletterrosen und wildem Wein überwuchert, die den Verfall verschleiern und der Burg aus der Ferne einen eigenen Zauber verliehen hatten. Jetzt waren Rosensträucher und Wein verschwunden – erste Opfer der Renovierungsarbeiten.

Von jeher galt das Betreten der Ruine als strengstens verboten.

Aber für die Kinder der nahen Orte Santo Stefano und Poggio di San Angelo war sie ein ewiger Hort der Geheimnisse gewesen, ein unvergleichlicher Abenteuerspielplatz und seit Generationen fanden sie ihren Weg dorthin.

Die Deutschen waren beim Anblick der Weinberge, der mächtigen Eichen, der hohen Pinien und der spitz in den Himmel aufragenden Zypressen ins Schwärmen geraten. Giuseppe hatte sich wegen ihres Überschwangs erstaunt gefragt, ob es denn in Deutschland keine Bäume gäbe?

Er selbst war noch nie weiter gereist als bis zum Meer oder zur Provinzhauptstadt L'Aquila.